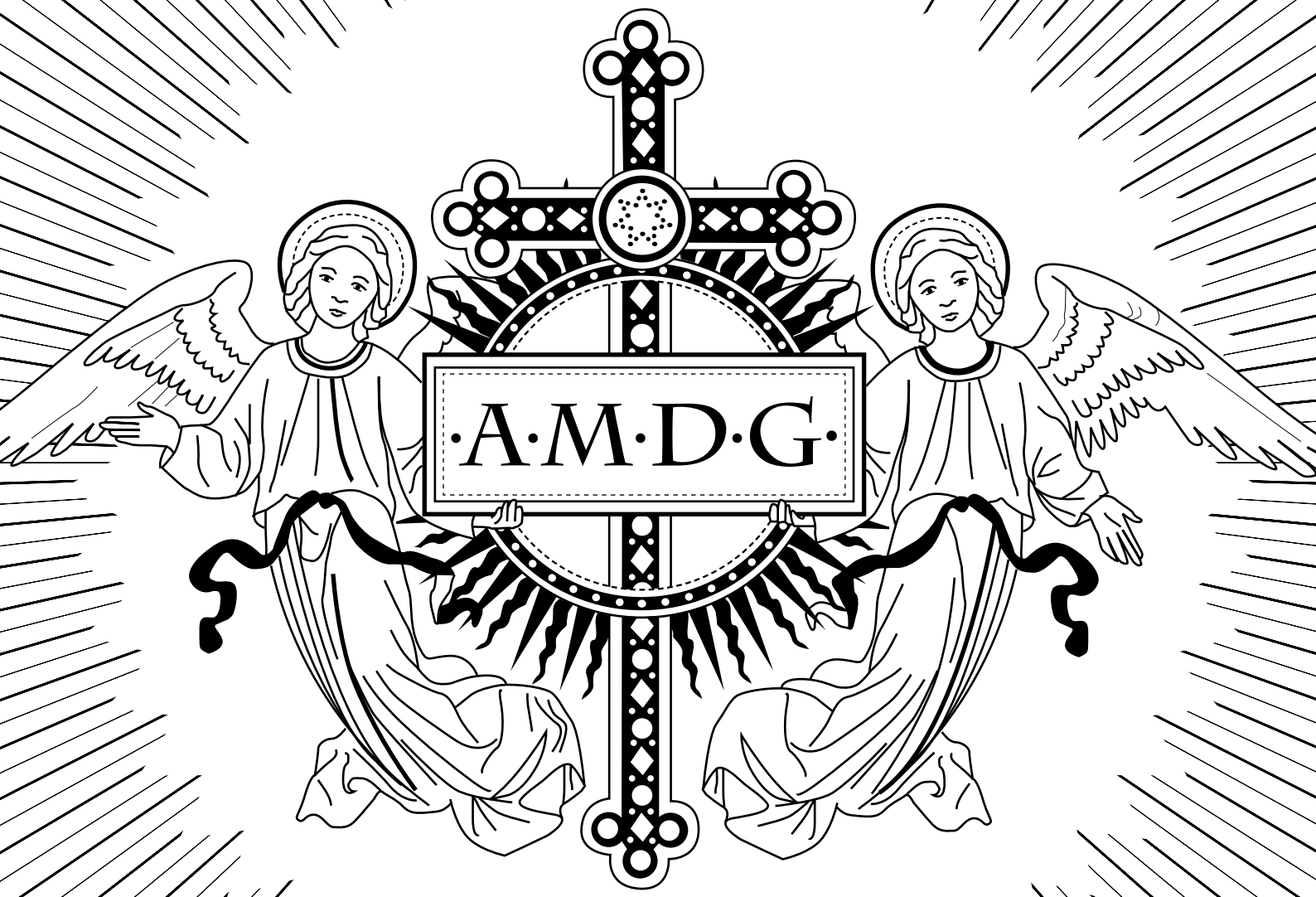
# GEORG

*Magazin der Hochschule Sankt Georgen* **1 / 2015**




Ad maiorem Dei gloriam –
Zu Gottes größerer Ehre?

# Impressum

**GEORG**
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

**Herausgeber**
Rektor der Hochschule

**Chefredakteur**
Ansgar Wucherpfennig SJ

**Redaktion**
Fabian Bruns, Carolin Brusky, Stephan Herzberg, Igna Kramp CJ, Tobias Specker SJ

**Bildredaktion**
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

**Redaktionsassistenz**
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

**Beratung**
Cornelia von Wrangel

**Grafik Design**
Cornelia Steinfeld
www.steinfeld-vk.de

**Druck**
Druckerei Esser, www.druckerei-esser.de

**Redaktionsanschrift**
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

**Vertrieb**
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

**Bezugsbedingungen**
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

**ISSN 2195-3430**

*Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.*
*Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.*

**Auflage 3.500**
**© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2015**

Foto Elke Teuber-S



**Liebe Leserinnen und Leser,**
mit seiner letzten Titelstory „Abendland – Europas Wurzeln“ hat das Magazin GEORG, ohne es zu ahnen, erschreckend vieldeutig „ins Schwarze getroffen“: Durch die verschiedenen –gida-Demonstrationen war das Thema Abendland in der deutschen Diskussion so präsent wie kaum ein anderes. Durch die Attentate auf das Satiremagazin Charlie Hebdo, den jüdischen Supermarkt in Paris und – kaum eineinhalb Monate später – durch die Anschläge in Kopenhagen haben die Anfragen dazu an unsere Philosophie und Theologie noch einmal an Brisanz gewonnen. Die Hochschule hat ihrerseits zur Meinungsbildung beigetragen: Am 3. Februar haben Lehrende, Studierende und Gäste gemeinsam über „Blasphemie und Toleranz“ diskutiert.

An der Hochschule Sankt Georgen und im Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Uni kam auch die Idee einer gemeinsamen Reaktion aller christlichen und nichtchristlichen Theologien im Frankfurter akademischen Leben auf. Dazu ist der Entwurf einer „Frankfurter Erklärung“ entstanden, die sich zu einer pluralen Gesellschaft als Ausgangspunkt für unser heutiges philosophisches und theologisches Studieren und Forschen bekennt. In diesem ersten Entwurf, der auf Überlegungen von Prof. Dr. Knut Wenzel und mir und maßgeblich seine Formulierungen zurückgeht, heißt es: Unsere „Religionen haben Größeres als sich selbst im Fokus; die Besinnung auf ihr jeweiliges Bekenntnis hilft ihnen, sich daran zu erinnern: die Welt als Schöpfung Gottes, den Menschen als Gottes Ebenbild – und Gott selbst. Aus Gottes Zuwendung zum Menschen folgt für alle drei Religionen eine Kultur der Anerkennung und der gegenseitigen Achtung. Dieser Respekt schließt den grundsätzlichen Imperativ ein, Anderen in Lebensnot zu helfen, gleich welcher Religion und Konfession sie angehören, sowie die unbedingte Achtung vor dem Leben der Anderen.“ Ich würde mir wünschen, dass die Frankfurter Erklärung zu einem Ergebnis führt, das die Öffentlichkeit wahrnimmt.

*(Omnia) Ad maiorem Dei gloriam* – „Alles zur größeren Ehre Gottes“ ist von Anfang an Leitspruch der Jesuiten; in den Briefen des hl. Ignatius kommt dieses Wort in leichten Abwandlungen etwa 300-mal vor. Wenn man dieses Wort zweckrational missversteht, hätte man Gott in die armseligen Mittel menschlicher Existenz eingezwängt: Kein menschliches Mittel reicht jemals aus, um Gott in seiner Herrlichkeit gerecht zu werden. Der jesuitische Leitspruch bekennt sich vielmehr zu einem Gott, dessen Ehre / Herrlichkeit „immer größer“ – *semper maior* – ist, als menschliches Denken ihn denken und menschlicher Lobpreis ihn preisen kann. Wer beginnt, nach diesem Gott zu suchen, wird spüren, dass sein Herz weit wird und nicht eng – auch und gerade für jeden einzelnen Menschen als sein Ebenbild. Denn „Gott ist größer als unser Herz“ (1 Joh 3,20). Nun wünsche ich Ihnen zum Schluss, dass die Frühlingssonne und die Lektüre des neuen GEORG ihr Herz weit macht für neue Ideen.

Ansgar Wucherpfennig SJ Chefredakteur

# Inhalt


14 **Titelstory**

*Michael Pawlik*

Gottes Ehre im Strafrecht

12 **Aus dem Priesterseminar**

*Marc Sochor*

Zölibat – Kein Opferleben, sondern Zeichen der Liebe

22 **Worte zur Zeit**

*Heinrich Watzka SJ*

Die Verteidigung der Ehre Gottes

30 **Weltkirche**

*Marita Wagner*

Make today matter – Theologisches Studienjahr in Südafrika

49 **Vorgestellt**

*Cornelia von Wrangel*

Der Begeisterte: Thomas Meckel lehrt Kirchenecht

**Editorial**

03

06 **Scientia – Philosophie**

*Alexander Filipović*

Alles Blasphemie? Die Ehre Gottes und die Medien

41 **Aus dem Jesuitenorden**

*Dag Heinrichowski*

Der Mut der Jesuiten in Schweden

10 **Stimmen aus Sankt Georgen**

*Hubert Lenhard*
*Hans-Winfried Jüngling SJ*

Was ist guter Geschmack?

54 **Förderungen**

*Wolfgang Beck*

Theologie trifft Technik

46 **Alumni berichten**

*Ein Interview mit Pia Arnold-Rammé*

Wo im Knast ist Gott?

**Impressum**

02

33 **Scientia – Theologie**

*Jörg Splett*

Nathans Parabel: Liebe freut sich an der Wahrheit

20 **Aus den Instituten**

24 **Fragen über Fragen**

*an Gabi Müller*

25 **Das besondere Buch**

*Alexander Armbruster*

Ein großer Wurf

37 **Pietas**

*Stephan Ch. Kessler SJ*

Maria, Sitz der Weisheit – oder Gelassenheit im Nicht-Wissen

44 **Aus der Hochschule**

52 **Nachgedacht**

*Igna Kramp CJ*

Am Garten hängt, zum Garten drängt doch alles

28 **Centerfold**

# Alles Blasphemie?
# Die Ehre Gottes und die Medien

Scientia – Philosophie

**ALEXANDER FILIPOVIĆ**
Professor für Medienethik an der Hochschule für Philosophie München

## Zivilisierung für das lärmende Treiben in der Medienlandschaft!

Der schreckliche Anschlag auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift Charlie Hebdo am 7. Januar 2015 hat uns wieder bewusst werden lassen, wie viel Macht den Medien zugesprochen wird. Offenbar wird die größte Bedrohung einer islamistischen Ordnung nicht mehr (nur) in einer freiheitlichen kapitalistischen Wirtschaftsordnung gesehen, sondern in der Presse- und Meinungsfreiheit, wie sie in der westlichen Welt spätestens seit John Stuart Mills *„On liberty“* (1859) etabliert ist. Folgerichtig bewegt sich das Anschlagsziel der Terroristen von den aufragenden Hochhäusern des *World Trade Centers* als Sinnbild für die Freiheit der westlichen Welt zu einem Satiremagazin, das in der Vergangenheit öfter durch scharfe und schärfste religiöse Satire nicht nur zum Thema Islam, sondern auch zum Christentum aufgefallen war. Der gespitzte Bleistift als Sinnbild für unsere Kultur der Freiheit löst wolkenkratzende Handelshäuser ab.

Dass wir in Folge des Anschlages alle Charlie Hebdo ‚waren‘ und uns mit dem Ausruf *„Je suis Charlie“* mit der Zeitschrift solidarisiert haben, bedeutete nicht, dass wir alle diese satirische Form der Religionskritik gut oder unterstützenswert finden. Die Solidarisierung bezog sich auf die Presse- und Meinungsfreiheit als Grundwert unserer sozialen und politischen Kultur. Es herrscht der Konsens, dass wir die Freiheit brauchen, auch die Religion zu kritisieren, ja sie sogar lächerlich zu machen, das Heiligste zu verspotten, die Ehre Gottes zu schädigen. Sicher gibt es auch einen Konsens, dass wir auch die Freiheit der Religionsausübung brauchen und hier Grundrechte miteinander in Konflikt geraten – aber das ist ein anderes Feld.

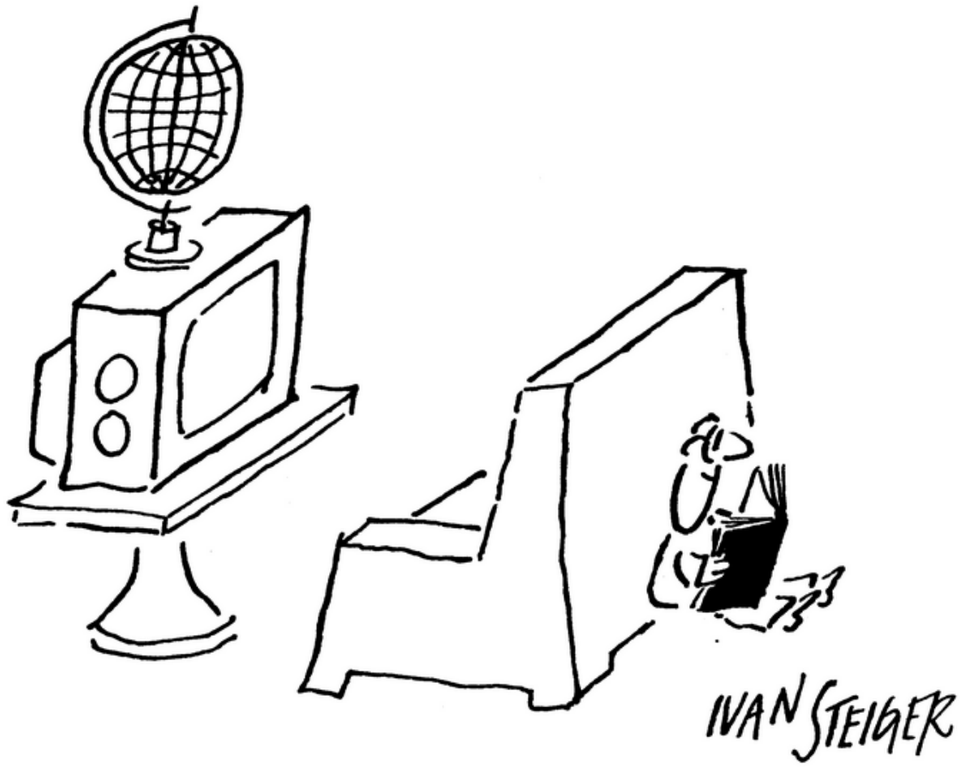
Angesichts blasphemischer Mediendarstellungen, seien sie Satire oder nicht, regen sich bei Gläubigen oft zwei Emotionen: Abscheu, bis hin zu einer persönlichen Betroffenheit, die weit über die Verletzung der eigenen gläubigen Identität hinausgeht. Dieses Gefühl kann uns geradewegs zeigen, was Gottes Ehre eigentlich ist und positiv, im Hier und Jetzt, dagegen nur sehr schwer beschrieben werden kann. Zweitens allerdings besteht der Impuls zu sagen: Angesichts der Größe der Ehre Gottes ist auch die massivste und entwürdigendste Satire mikroskopisch klein und bewirkt nichts.

Die Frage bleibt, wie wir mit solchen Formen der Religionskritik umgehen. Müssen wir sie akzeptieren, weil wir die Presse-, Kunst- und Meinungsfreiheit auch akzeptieren? Anthony Ashley-Cooper, der 3. Earl of Shaftesbury, ein englischer Philosoph der Frühaufklärung, plädierte in seinem *Letter concerning Enthusiasm* (1707) angesichts neuer religiöser Formen dafür, diese testweise der Lächerlichkeit preiszugeben. Durch einen solchen *test of ridicule*, so war er der Überzeugung, würde sich von selbst erweisen, was an einer Religion Unfug, und was an ihr gut und richtig sei. Wie später John Stuart Mill vertraute er auf die wahrheitsfindende und -erzeugende Kraft weitgehend unzensierter öffentlicher Kommunikation. Auch wenn wir dies grundsätzlich ebenfalls tun und unsere gesellschaftliche und politische Struktur an dieser Überzeugung ausrichten, zeigen uns einige moderne Tendenzen empörungsbasierter Internetkommunikation, dass mehr unregulierte Kommunikation unseren Blick auf das Gute und Richtige auch vernebeln kann. Der Empörungssturm, der so oft durch die sozialen Netzwerke weht und dabei Fahrt aufnimmt, ist ein Auswuchs der neuen Situation, dass nunmehr jede und jeder publizieren kann und viele es in der Tat auch tun. Was in einer bestimmten Perspektive als wünschenswerte Partizipationsmöglichkeit eingeschätzt werden kann, erweist sich in anderer Perspektive als Verhinderung von Konsensfindung und überhaupt von Meinungsbildung.

In einigen verstreut erschienenen Texten beleuchtet die Philosophin Onora O‘Neill das Verhältnis von Toleranz und Meinungsfreiheit und plausibilisiert eine These, die uns für die Frage, was die Medien im Hinblick auf die Ehre Gottes dürfen, ein wenig weiter bringt. Sie verortet die Meinungsfreiheit nicht als von



Der Herr sagt: Kommt zu mir zurück,
ihr davongelaufenen Kinder,
ich bringe alles zwischen euch und
mir wieder in Ordnung!
Ja, Herr, wir kommen zu dir zurück,
denn du bist unser Gott.
Das lärmende Treiben auf den Bergen
und Hügeln kann uns nicht helfen;
nur du unser Gott, bringst Israel Hilfe.
(Jeremia 3,22-23)



jedem in Anspruch zu nehmendes Freiheitsrecht, sondern sieht ihre Wurzeln eher in einer Tugend, geäußerte Frechheiten und Dummheiten der Mitmenschen ohne Gewaltreaktion auszuhalten. Es handelt sich bei der Meinungsfreiheit nach O'Neill also um eine Tugend, die eine Zivilisierung des Meinungsstreites befördert oder erst hervorbringt. Der Grundsatz der Meinungsfreiheit immunisiert Äußerungen nicht gegen Kritik. Wir dürfen und sollen weiterhin gegen Unwahrheiten, Blasphemien, Verleumdungen und Bloßstellungen angehen. Man hat eben kein uneingeschränktes Recht, die Unwahrheit zu sagen oder blasphemische Cartoons zu produzieren. Man hat aber die Pflicht, auf solche Äußerungen gewaltfrei und besonnen zu reagieren.

Ich bin mir selbst nicht sicher, ob diese Perspektive auf die Meinungsfreiheit unsere Idee des Grundrechts auf Presse- und Meinungsfreiheit nicht zu weitgehend verschiebt. Allerdings rückt die Perspektive in den Blick, dass Meinungsfreiheit kein Freibrief ist für Blasphemie, Unwahrheit und den Angriff auf die religiösen Identitäten und Gefühle vieler Menschen. Medienethisch besteht die Herausforderung jedenfalls darin, gegenüber falschen und verletzenden, gotteslästerlichen Medieninhalten kritisch zu bleiben, ohne den Grundwert der Presse- und Meinungsfreiheit zu relativieren.

Positiv allerdings bieten die Medien unbegrenzte Möglichkeiten. Die Kirche fordert in *Communio et progressio*, ihrer Pastoralinstruktion zu den sozialen Kommunikationsmitteln von 1971, die Gläubigen auf, die Medien für den menschlichen Fortschritt und die Ehre Gottes zu gebrauchen (Nr. 186). Statt zu schnell zu urteilen und nach (vermeintlich) gotteslästerlichen Medieninhalten zu suchen, sollten Christinnen und Christen eher nach Möglichkeiten suchen, wie man die Frohe Botschaft über die Medien so weitergeben kann, dass sie als attraktive Option im Meer der Angebote auffällt. Attraktiv für die Medien sind Geschichten vom Leben. Und sind nicht Erfahrungen im Kontext des Glaubens genau das – nämlich Geschichten vom Leben, von seinen Knackpunkten, dem Glück und der Trauer, der Hoffnung und der Angst, der größeren Vorstellung von Heil, der Verdanktheit und Erlösung? Es ist die Humanität, die in unseren Geschichten deutlich und für andere erfahrbar wird, die Gott zur Ehre gereicht.

Aber ist, so könnte man einwenden, in der alltäglichen, populären TV-Unterhaltung in ihrer sexualisierten und intimisierten Banalität überhaupt Platz für solche Geschichten der Menschlichkeit? In einer niveauvollen Dokumentation bei Arte ist dafür Platz, aber im „normalen" Fernsehen, das die Leute auch schauen, gibt es dafür Gelegenheiten? In einem 2014 ausgestrahlten Fernsehformat werden Frau und Mann getrennt auf eine einsame Insel gebracht. Sie sehen sich dort das erste Mal und sind dabei im Adams- und Evakostüm, also splitterfasernackt. Auf der Insel müssen sie herausfinden, ob sie zueinander passen. Schließlich – wieder zurück in der Zivilisation und angezogen, sollen sie eine Entscheidung treffen, ob sie es miteinander versuchen wollen. Die Sendung ist eine Version einer *Reality-Dating Show*, wie wir sie als „Der Bachelor" oder „Bauer sucht Frau" schon kennen. Das Format gibt besondere Gelegenheit für wunderbare Fernsehbilder: Ein Südseeparadies, Palmen, weißer Sand, braune Haut, vom Wasser umspülte Brüste und Muskeln, verliebte und verstohlene Blicke junger Leute und schöne Körper vor traumhafter Kulisse. Und in Fernsehdeutschland schütteln die Menschen die Köpfe, entrüsten sich – aber haben eingeschaltet.

Die Sendung heißt „Adam sucht Eva" – Moment, so können wir sagen – ist das nicht „unsere" Geschichte, die da erzählt wird? Eine Verurteilung fällt leicht: Voyeurismus, Sexualisierung, sowieso alles *gescripted* und so weiter. Aber was bedeutet das eigentlich, wenn das Fernsehen die Geschichte von Adam und Eva in dieser Weise neu erzählt? Es ist zu einfach, die Sache mit einem „Falsch erzählt!" abzuurteilen. Schauen wir lieber nach Möglichkeiten, unsere Geschichten von Glaube und Hoffnung richtig zu erzählen. Bedingung dafür ist, dass wir Erfahrungen im Kontext des Glaubens machen, die wir auch erzählen können. Wer keine Erfahrungen macht, hat auch nichts zu erzählen. So ist die Frage, wie wir die Medien dazu nützen können, die Ehre Gottes zu vergrößern, eigentlich zuerst eine Frage nach dem Zustand unseres eigenen Glaubens und unserer Kirchen.



Anzeige

GLAUBE VERNUNFT WISSEN BILDUNG

Wer glaubt, weiß mehr vom Leben!

Abonnieren Sie jetzt den EULENFISCH –
Das Limburger Magazin für Religion und Bildung

Jahresabonnement (2 Hefte): 12,- € inkl. Versand
Einzelheft: 4,50 € zzgl. 3,- € Versand

# Was ist guter Geschmack?

Stimmen aus Sankt Georgen

**HUBERT LENHARD**
Küchenchef, MENSA im Park

„Er entsteht im Kopf" Foto Christian Trenk

Als ich gefragt wurde, für GEORG über guten Geschmack zu schreiben, habe ich gedacht: „Nichts einfacher als das!" Durch meinen Beruf habe ich ja täglich damit zu tun … So einfach war es dann doch nicht. Für mich stellt sich erst einmal die Frage nach der Definition von „gutem Geschmack". Wer bestimmt ihn und wodurch wird er zum Ausdruck gebracht? Ist er subjektiv oder kann man ihn objektiv betrachten? Und damit sind wir schon mitten im Dilemma.

Was der eine als guten Geschmack bezeichnet, muss von einer anderen Person nicht zwangsläufig als ein solcher empfunden werden. Was dem einen gefällt, kann für einen anderen überhaupt nicht akzeptabel sein. Daher ist es gar nicht so einfach, eine genaue Beschreibung dafür zu finden. Das, was gut und schön ist, entspringt eben sehr persönlichen Sichtweisen und Einstellungen gegenüber den Dingen und Eindrücken, die uns im täglichen Leben begegnen.

Und da es so kompliziert erscheint, wird uns gerne geholfen. Die Medien und der hippe Mainstream greifen uns unterstützend unter die Arme. Allgegenwärtig werden wir – mehr oder weniger subtil – darauf hingewiesen, was gerade guter Geschmack zu sein hat. Das Erscheinungsbild des Einzelnen wird uniformiert und assimiliert. Die überall präsente Werbung macht deutlich, welcher modische Trend und welches Lifestyle-Produkt dem Geschmack der Zeit entsprechen. Dabei läuft man Gefahr, sich in der allgemeinen Masse der Konsumenten förmlich aufzulösen. Offensichtlich – so vermute ich mal – steckt dahinter die Absicht, den Bürger mit dem Trommelfeuer der Werbeindustrie sturmreif zu schießen. Das gelingt natürlich nur, wenn einem eine persönliche Vorstellung von gutem Geschmack abhanden geht.

Wenn man Mut hat, um den eigenen Wert weiß und Kreativität besitzt, ist es nicht so schwer, seinen eigenen „guten Geschmack" zu entwickeln. Das Gute muss nicht immer das Neueste sein, was der Markt zu bieten hat. Das Teuerste ist nicht immer das Beste. Vielleicht liegt der Reiz des eigenen guten Geschmacks in der Einfachheit der Dinge. Das ist in der Welt der Mode bestimmt so und in meinem Metier sowieso. Als Kinder hatten wir höchste kulinarische Genüsse mit einer frisch geernteten Kartoffel, die noch auf dem Feld über einem Feuer geröstet und sofort verzehrt wurde. Geht es noch einfacher? Das war purer und guter Geschmack! Leider werden heute viele einfache Dinge mit komplizierten Zutaten „verfeinert"; der ursprünglich natürliche Geschmack wird gestylt, um einer breiten Masse zu gefallen.

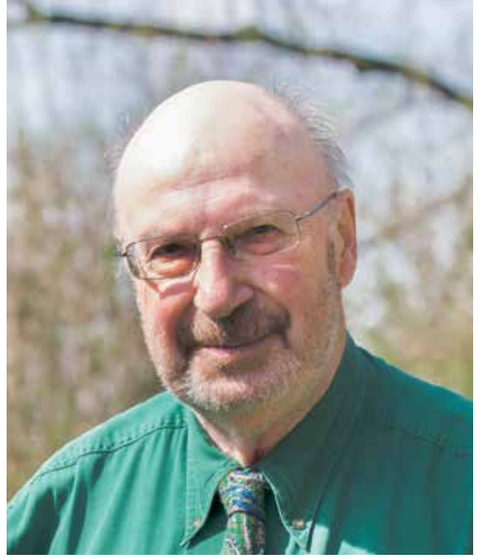
Um so wichtiger ist es, sich selbst im Klaren zu sein, was es für jeden einzelnen bedeutet, einen guten Geschmack zu haben. Denn der ist individuell und nicht universell. Und deswegen kann man darüber auch nicht streiten, obwohl es Sprichwörter so behaupten.

Guter Geschmack kann nicht über den tiefen Griff in das Portemonnaie gekauft werden. Guter Geschmack entsteht im Kopf und in dem Wunsch des Menschen nach Zufriedenheit. Sich mit Dingen und Lebewesen zu umgeben, die zu einem passen und das eigene Gesamtbild positiv ergänzen.

Und das kann manchmal dann doch ganz einfach sein...



**HANS-WINFRIED JÜNGLING SJ**
Professor emeritus für Exegese des Alten Testaments



„Ich muss um ihn bitten" Foto Christian Trenk

Sie hatten einen guten Geschmack, unsere uralten Vorfahren Eva und Adam. Sie aßen von der Frucht eines Baumes, der, wie der Erzähler besonders betont, gut zur Speise und eine Lust für die Augen und begehrenswert war, Einsicht zu geben (Gen 3,6). Und doch war der gute Geschmack in diesem Fall genau das Verkehrte! Eva und Adam übertraten ein Gebot Gottes. Isaak, der Sohn Abrahams und Saras, hatte eine Vorliebe für Wildspezialitäten. Er war ein Gourmet. Aber sein Geschmackssinn war dann doch nicht scharf genug, um die Mahlzeit, die sein Sohn Jakob ihm auf Anstiften der Mutter Rebekka brachte, von dem originalen Wildbret seines Sohnes Esau zu unterscheiden. Das war tragisch für Isaak, aber Gottes Pläne gingen auf (Gen 27). Es kann sehr verlockende und angenehme Bissen geben, doch sie kommen von ungerechten Leuten: Von ihren Leckerbissen will ich nicht kosten, sagt der Psalmist (Ps 141,4).

Beim guten Geschmack kommt es darauf an, dass das, was geschmeckt wird, nicht nur schmackhaft und genussvoll ist, sondern dass es auch gut ist. Wanderer mit zartem Kalbsbraten zu bewirten, ist gut. Ganz ohne es zu merken, könnten da Engel bewirtet werden (Gen 18; Hebr 13,2). Nach der Verlesung der Tora, einen heiligen Tag „mit fetten Speisen und süßem Wein" zu feiern, ist angemessen und gut. Dazu gehört selbstverständlich die Bereitschaft zum Teilen mit denen, die für eine solche Feier nicht gerüstet sind (Neh 8,10-12). Die Küsse des Geliebten sind süß (Hld 5,16).

„Setze ein Messer an deine Kehle, wenn du ein gieriger Mensch bist" – diesen Rat gibt die Weisheit (Spr 23,2). Die Gier ist ein Übel erster Ordnung. Durch die Gier geht jeder gute Geschmack verloren. Die Gier zerstört das Verhältnis der Geschlechter (Ex 20,14.17 //Dtn 5,18.21; Spr 5;7). Und: Die Gier zerstört einfach alles, was unter Menschen als guter Geschmack gilt.

Mit dem guten Geschmack ist es nicht so einfach. Die Definition des guten Geschmacks ist komplex. Und häufig beurteilt ein Mensch etwas als schmackhaft, was einem anderen ganz und gar nicht schmeckt. Das ist auf vielen Ebenen so: zunächst bei den Speisen und Getränken, dann bei der Kleidung, dann beim Benehmen, dann beim gesamten menschlichen Verhalten.

Weil es mit dem guten Geschmack so schwierig ist, hält die Bibel auch ein Gebet um Geschmack bereit. Der Vers des Psalms 119,66 kann so übersetzt werden: „Lehre mich guten Geschmack und Erkenntnis". Dabei insinuieren die gängigen Übersetzungen, dass es in dem Gebet darum gehe, dass einer das Gute schmecken möge. Das „Gute" ist das Objekt des Schmeckens. Manche Übersetzungen formulieren dann so: Lehre mich rechtes Urteil und Erkenntnis. Das rechte Urteil urteilt über das, was recht ist.

Doch so steht der Satz nicht da; ganz wörtlich übersetzt lautet er: „Das Gut des Geschmacks und der Erkenntnis lehre mich." „Lehre mich das Gut an Erfahren und Kennen" (M. Buber) oder auch „Lehre mich das Gut des Verkostens und des Erkennens" (Münsterschwarzacher Psalter). Der Psalm spricht davon, dass der Geschmack, das Schmecken selbst ein großes Gut ist, genauso wie auch das Erkennen in sich ein großes Gut ist.

So komme ich zu dem Schluss, dass das Schmecken genauso wie das Erkennen eine Gabe Gottes ist, um die der Mensch bitten muss. Das hohe Gut des Geschmacks soll sich darin bewähren, dass es das Gute schmeckt: das Gute, das Gott für den Menschen in dieser Welt bereit hält und das Gute, das er selbst für den Menschen ist und immer mehr sein will. Dann kann das geschehen, was das Buch der Weisheit über Gott und das Volk Israel in der Wüste sagte: „Dein Volk … nährtest du mit der Speise der Engel und unermüdlich gabst du ihnen fertiges Brot vom Himmel das jeden Genuss gewährte und jedem Geschmack entsprach. Was du zur Erhaltung des Lebens gewährst, offenbart deine Süße zu deinen Kindern. Sie erfüllte das Verlangen eines jeden, der sie genoss, und verwandelte sich in alles, was einer wollte" (Weish 16,20-21).

# Zölibat – Kein Opferleben, sondern Zeichen der Liebe

Aus dem Priesterseminar

**MARC SOCHOR**
Diplomstudium Theologie, Priesterseminar

Über den Zölibat zu schreiben, finde ich aus mehreren Gründen schwierig, jedenfalls wenn man ihn nicht akademisch traktieren, sondern ein Lebenszeugnis geben möchte. Es sind Themen zu berühren, die den Kern der eigenen Persönlichkeit betreffen: Es geht um Geschlechtlichkeit, Liebesfähigkeit, Sexualität – Fragen, die man im geschützten Raum des Gesprächs mit dem geistlichen Begleiter, dem Spiritual, dem Exerzitiengeber und den Freunden bespricht. Die Kirche bringt in zahlreichen Dokumenten den sehr hohen Anspruch dieser Lebensform zum Ausdruck. Liest man nur einmal die Stellen nach, an denen sich das *Zweite Vaticanum* mit dem Zölibat beschäftigt, kann einem angst und bange werden, ob man es jemals schaffen wird, einem solchen Anspruch zu genügen. Einem Anspruch, an dem man auch von vielen innerhalb und außerhalb der Kirche gemessen wird, so dass mit dem eigenen Leben auch die Glaubwürdigkeit der Kirche insgesamt auf dem Spiel steht. Der Zölibat ist für viele als Lebensform schlechthin unglaubwürdig geworden: durch Priester, die Kinder und Jugendliche missbraucht haben, durch Ordensleute, die in Heimen für „gefallene Mädchen", für „Findelkinder" und Waisenkinder, für geistig und körperlich behinderte Menschen und in „Altenheimen" ihr Unwesen getrieben haben – in unserem Land und anderswo auf der Welt. Obwohl doch die zölibatäre Lebensweise eine Form sein soll, die Liebe zu leben.

Trotz alledem fange ich einfach mit etwas Biografischem an: In meiner Kindheit und Jugend habe ich viel mit zölibatär lebenden Männern zu tun gehabt. Es waren durchweg positive Erfahrungen. In meiner Heimatgemeinde war die Seelsorge Kreuzherrenpatres aus den Niederlanden anvertraut. Den Pfarrer erlebte ich in der Kindermesse, bei der Hinführung zur Erstbeichte und Erstkommunion und bei der Firmvorbereitung. Der Kaplan war mein Ministrantenkaplan von der Erstkommunion bis in die ersten Jahre meines Jurastudiums hinein. Beide übten jeder auf seine Weise eine starke Faszination auf mich aus. Ich habe sie als „Freunde Gottes" empfunden. Sie sprachen von Jesus und den Heiligen wie von Familienmitgliedern. Mit ihnen waren sie durch Gebet, Liturgie, Bibel und Theologie ganz vertraut. Mir erschien es als das Natürlichste auf der Welt, dass diese Männer keine Ehefrauen und Kinder hatten. Etwas anderes hätte irgendwie gar nicht gepasst. Sie lebten „mit ungeteilter Liebe" (Zweites Vatikanisches Konzil, *Optatam Totius* 10) für Gott und ihre Aufgabe, Ihn den Menschen nahe zu bringen. Wegen dieser positiven lebensgeschichtlichen Erfahrungen ist es für mich bis heute völlig einleuchtend, wenn die Kirche davon spricht, dass der Zölibat „zwar nicht vom Wesen des Priestertums selbst gefordert", aber „in vielfacher Hinsicht dem Priestertum angemessen" (Zweites Vatikanisches Konzil, *Presbyterorum Ordinis* 16) ist. Der Zölibat erschien mir von jeher die ganz natürliche Lebensform der Priester zu sein.

Als ich den erwähnten Kaplan – ein feiner Mann der alten Schule, der wenige Jahre nach seiner Priesterweihe an Multipler Sklerose erkrankte, aber wenig Aufhebens davon machte – einmal fragte, warum er so lebe, bekam ich eine Antwort, an die ich mich bis heute gut erinnern kann, weil auch zwei lateinische Begriffe zur Verdeutlichung fielen: Der Priester sei ein *alter Christus* und lebe deswegen wie Er *indiviso corde* für Gott und die Menschen. Damals wie heute war dies für mich als Erklärung und Begründung völlig plausibel und ausreichend.

Die Konzilstexte betonen mehrfach, dass es sich bei der ehelosen Lebensform um eine „Gnadengabe", ein „Geschenk" Gottes handelt. Dies deckt sich immer mehr mit meiner eigenen Lebenserfahrung. Zu einem Geschenk gehört, dass man sich darüber freuen kann. Das Charisma der zölibatären Lebensweise als Geschenk von Gott erhalten zu haben, bedeutet also, auch gerne in dieser Lebensform zu leben. Deshalb muss ich mir keinen Verzicht gewaltsam abringen. Natürlich ist die Sexualität nicht irgendwie „abgeschaltet", es kommt auch schon einmal der Zweifel, ob man denn überhaupt ein „richtiger" Mann sei, und es gibt Momente und Phasen, in denen man sich nach der „Nestwärme" einer eigenen Familie, nach Intimität mit einem geliebten und liebenden Menschen sehnt. Aber trotzdem ist die zölibatäre Lebensweise für mich stimmig, sie entspricht meinem Charakter, ich lebe gerne so. In den Jahren der Vorbereitung auf die Weiheversprechen ist allerdings eine ehrliche und wahrhaftige Auseinandersetzung mit sich selbst nötig: Habe ich diese Gabe von Gott erhalten? Gibt es einigermaßen verlässliche Anzeichen dafür? Ist diese Lebensweise die Form, in der ich meine Liebe zu Gott und den Menschen ausdrücke? Bin ich ein liebevoller Mensch und werde ich auch so wahrgenommen?

Es geht beim Zölibat nicht darum, eine asketische Höchstleistung zu erbringen – das wäre noch relativ einfach, weil mit genügend Willenskraft zu schaffen (dabei kämen dann allerdings nur übellaunige, griesgrämige Typen heraus) –, sondern darum, ein Liebesideal zu verwirklichen –, was unmöglich ist, wenn es nicht als Gabe Gottes geschenkt wird. Ich empfinde den Zölibat positiv als eine besondere Freiheit, mich ganz für Christus und seine Kirche und die Menschen in ihr (und außerhalb) einsetzen zu können. Er macht es mir möglich, mich ganz der Sache Jesu hinzugeben. Die Freude daran steht im Vordergrund, nicht der Verzicht. Ich kenne einige Priester, die auf schöne Weise vorleben, wie erfüllend diese Lebensweise sein kann, wenn das entsprechende Charisma vorhanden ist. Deshalb kann ich auch mit der überkommenen Phrase „Priesterleben – Opferleben" überhaupt nichts anfangen. Sich ganz und gar der Sache Jesu zu verschreiben, macht in meinen Augen gerade die Attraktivität des Zölibats aus. Im Übrigen werden nach meinen Erfahrungen den meisten Eheleuten und Eltern im Laufe des Lebens weit größere Opfer abverlangt.

Ich kann mir eine Kirche mit verheirateten Priestern grundsätzlich vorstellen. Zurzeit leben in unserer Seminargemeinschaft drei Gastseminaristen aus dem *Collegium Orientale* in Eichstätt, die heiraten „dürfen", so dass uns diese Möglichkeit konkret vor Augen gestellt ist. Nach meiner Ansicht würde eine Abschaffung des Zölibats am Problem des Priestermangels wenig ändern und wäre im Blick auf die Gesellschaft nicht opportun. Vermutlich würde der Zölibat in der Kirche dann fast verschwinden. Aber wer weiß, vielleicht wären ja auch dann noch Menschen durch das Beispiel Jesu angezogen, ehelos zu leben.

Priester, die den Zölibat in liebevoller Weise gelebt haben, übten seit meiner Kindheit eine große Anziehungskraft auf mich aus, die bis heute andauert und durch Begegnungen mit weiteren Priestern im Laufe meines Lebens stets neue Nahrung bekommen hat. Dass ich mich von diesen positiven Gestalten schon seit langer Zeit nachhaltig angezogen fühle und auch selbst Freude und Zufriedenheit mit dieser Lebensweise habe, deute ich als Zeichen, dass Gott auch mich zu einem zölibatären Leben berufen hat. Ich hoffe darauf, dass der Tag kommt, an dem ich bei der Diakonenweihe auch öffentlich diese Lebensform versprechen darf.

# Gottes Ehre im Strafrecht – Es geht um Menschenschutz

Titelstory

**MICHAEL PAWLIK**
Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Freiburg

## Haben Beleidigungen Gottes rechtliche Konsequenzen?

Die Lebenspraxis heutiger westlicher Gesellschaften ist von einem „Ausschluss des Göttlichen aus der Universalität der Vernunft“ (Benedikt XVI.) durchzogen. Die Spannbreite der Haltungen reicht von einer zwischen Mitleid und Verachtung changierenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Religiösen bis zu einer aggressiven Verachtung Gottes und namentlich des Christentums. Eine strafrechtliche Sanktionierung brauchen die Urheber blasphemischer Machwerke in Deutschland praktisch nicht zu fürchten. Paragraph 166 des Strafgesetzbuches, der Bekenntnisbeschimpfungen unter Strafe stellt, spielt in der Praxis nahezu keine Rolle; selbst in drastischen Fällen kommt es regelmäßig nicht zu einer Bestrafung, ja häufig nicht einmal zu einer Anklageerhebung. Namhafte Strafrechtswissenschaftler, hohe Richter und zahlreiche Politiker plädieren sogar für die gänzliche Streichung des Paragraphen.

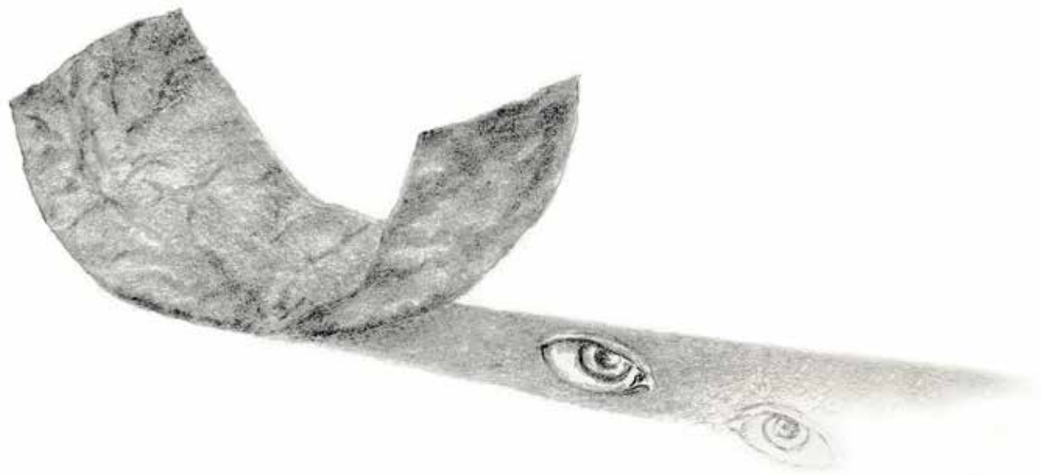
Sich damit zu begnügen, diesen Zustand zu beklagen, wäre freilich zu einfach. Zu den großen Leistungen der modernen Geistesentwicklung gehört die Einsicht, dass bei weitem nicht alles, was moralisch missbilligenswert ist, auch strafrechtliche Ahndung verdient. Insbesondere fällt es nicht in den Aufgabenbereich des Strafrechts, die Ehre Gottes gegen Beleidigungen zu verteidigen. Die auf den *Codex Justinianus* zurückgehende Ansicht, Gottes Zorn ob der an ihm verübten Schmähung müsse durch die Bestrafung des Übeltäters besänftigt werden, damit der beleidigte Herr nicht Erdbeben, Hungersnot und Pestilenz auf die Erde schicke, hat Anselm von Feuerbach, der Begründer der modernen deutschen Strafrechtswissenschaft, mit unübertrefflicher Prägnanz zurückgewiesen: „Dass die Gottheit injuriirt werde, ist unmöglich; dass sie wegen Ehrenbeleidigungen sich an Menschen räche, undenkbar; dass sie durch Strafe ihrer Beleidiger versöhnt werden müsse, Thorheit.“ Ein dem Erbe der Aufklärung verpflichtetes Strafrecht darf sich nicht Gottesschutz, sondern allein Menschenschutz zu seinem Zweck machen. Aber ist in einer säkularisierten Strafrechtsordnung noch Raum für ein Delikt der Gotteslästerung oder Bekenntnisbeschimpfung? Dieser Frage möchte ich im Folgenden nachgehen.

**Schutz des öffentlichen Friedens?**

Der seit 1969 geltende Tatbestand der Bekenntnisbeschimpfung belegt denjenigen mit Strafe, der öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses beziehungsweise eine inländische Kirche oder Weltanschauungsvereinigung in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören. Dass Angriffe auf die religiösen Überzeugungen anderer Bürger zu ernsthaften gesellschaftlichen Spannungen führen können, lässt sich in Bezug auf den christlichen Bevölkerungsteil allerdings kaum vorstellen. Im Hinblick auf militante Islamisten mögen die Dinge anders aussehen; Beispiele zu nennen ist überflüssig. Es kann aber schwerlich richtig sein, das Eingreifen einer Strafvorschrift von der Gewaltbereitschaft der sich verletzt Fühlenden abhängig zu machen. Die religiösen Überzeugungen von Krawallmachern würden dann nämlich im Ergebnis umfangreicher geschützt als die Glaubensüberzeugungen friedlicher Menschen.

Um dieses Ergebnis zu vermeiden, kann man entweder versuchen, die Ansprüche an die Strafbarkeitsvoraussetzung „Störung des öffentlichen Friedens“ möglichst niedrig zu halten, damit die Unterschiede in der Gewaltbereitschaft erst gar nicht zum Tragen kommen können. Das bedeutet freilich, dass man den Gesetzeswortlaut missachtet, der nun einmal über die Beschimpfung hinaus eine Störung des öffentlichen Friedens verlangt. Oder aber man interpretiert die Anforderungen des Paragraphen 166 StGB umgekehrt so streng, dass sie fast niemals erfüllt sind.

„Entreiß mich den Feinden, mein Gott, beschütze mich vor meinen Gegnern! Entreiß mich denen, die Unrecht tun, rette mich vor den Mördern.“ (Psalm 52,2-3) Illustrationen Elke Teuber-S



Dann steht eine Bevorzugung der Gewalttätigen in der Tat nicht zu befürchten – freilich um den Preis, dass der Paragraph weitgehend leerläuft. Dem Gesetzgeber hatte der erste Weg vorgeschwebt. Die Praxis der Staatsanwaltschaften und Gerichte hat sich indessen auf den zweiten Weg festgelegt. Befriedigend ist keine dieser Lösungen.

**Achtung religiöser Identität?**

In der öffentlichen Diskussion hört man häufig, eine bestimmte Äußerung verdiene Strafe, weil sie „religiöse Gefühle“ verletzt habe. Wissenschaftlich gilt diese Begründung indessen bereits seit geraumer Zeit als überholt, und zwar zu Recht. Jemand kann unmöglich allein deshalb zur Unterlassung einer bestimmten Äußerung verpflichtet sein, weil irgendein anderer sie als eine Verletzung seines religiösen Gefühls empfinden könnte. Man denke nur an die erregten Reaktionen auf die Regensburger Vorlesung Benedikts XVI.: Der Umstand, dass manche Menschen nicht in der Lage sind, zwischen einem ordnungsgemäß ausgewiesenen Zitat und der eigenen Meinung des Vortragenden zu unterscheiden, darf nicht dazu führen, diesem einen moralischen oder gar strafrechtlichen Vorwurf zu machen.

Wie aber, wenn an die Stelle des religiösen Gefühls der Achtungsanspruch, die Anerkennungswürdigkeit des einzelnen Menschen tritt? Als Person besitze ich einen bestimmten Fundus identitätsprägender Grundüberzeugungen, etwa indem ich mich als Christ verstehe. Meine Achtungswürdigkeit als Person ist von dieser Identität nicht zu trennen. Einen anderen als achtenswerte Person anzuerkennen, heißt deshalb auch, ihm die Achtungswürdigkeit seiner Grundüberzeugungen zuzugestehen. Die Normen, an denen er sein Leben ausrichtet, als lächerlich zu verspotten, heißt umgekehrt, ihn selbst zu verspotten. Wer gar beschimpft, was dem anderen heilig ist, greift diesen im Kern seiner Identität an und beschimpft insofern nicht nur sein Bekenntnis, sondern ihn selbst. Die Bekenntnisbeschimpfung erweist sich in dieser Deutung als ein beleidigungsähnliches Delikt: Der Täter bestreitet den Trägern des von ihm attackierten Bekenntnisses die Anerkennung als ernstzunehmende, ebenbürtige Mitbürger – als Personen, deren gemeinsame Lebensgrundlage, obwohl sie kritikwürdig sein mag, dennoch verdient, mit einem Mindestmaß an Fairness behandelt zu werden.

Das Ersetzen des Gefühlsschutzes durch einen Identitätsschutz ist nicht lediglich eine begriffliche Präzisierung, sondern hat gewichtige inhaltliche Konsequenzen. So darf nur derjenige erwarten, in seiner Identität anerkannt zu werden, der den anderen auch seinerseits Anerkennung gewährt. Auf den Schutz des Strafrechts dürfen deshalb von vornherein nur solche religiösen Überzeugungen hoffen, die wie das Christentum die Idee der Freiheit ihrerseits bejahen. Umgekehrt sind Glaubenssätze vom Schutz ausgenommen, wonach die staatliche Ordnung aufzuheben und durch eine religiöse zu ersetzen ist oder wonach andere Glaubensrichtungen oder ihre Angehörigen bekämpft werden müssen. Vor allem aber richten sich die Maßstäbe, anhand derer über das Vorliegen einer Bekenntnisbeschimpfung zu befinden ist, nicht nach den spezifischen Empfindlichkeiten gesellschaftlicher Teilgruppen. Maßgeblich sind vielmehr die Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft: Sie entscheidet darüber, welcher Ton in einer bestimmten Situation noch als angemessen gelten darf und welcher nicht.

Dies ist zwar ein recht unbestimmter Maßstab, dessen Kriterien sich im Laufe der Zeit verschieben können. Dennoch lässt sich eine grobe Leitlinie formulieren. Danach hat niemand einen Anspruch darauf, dass ein anderer zur Auseinandersetzung mit seinen Überzeugungen, so heilig sie ihm selbst auch sein mögen, bereit ist. Nicht strafwürdig sind deshalb Äußerungen, die sich im Wesentlichen in der Botschaft erschöpfen, über gewisse Fragen einfach nicht diskutieren zu wollen. Wenn also beispielsweise jemand öffentlich die Lehre von der göttlichen Dreifaltigkeit als Unsinn, den Glauben an die Auferstehung als Augenwischerei oder das Christentum insgesamt als einen großen Quatsch bezeichnet, so muss das hingenommen werden. Um in den Bereich des Strafwürdigen zu kommen, ist ein deutliches Mehr an Aggressivität erforderlich: Die betreffende Äußerung muss die fremde Glaubensüberzeugung in derart massiver Weise attackieren, dass der Eindruck einer gezielten Herabwürdigung unabweisbar wird. Beispielsweise wurde im Magazin der Jugendorganisation „Die Falken“ auf den Ablauf eines katholischen Gottesdienstes eingegangen. Der Priester wird dort als „Guru“ bezeichnet, die Gemeinde als „Sekte“ gefährlicher Art, mit deren Kontrolle sich „das Innenministerium“ näher befassen sollte; die Gläubigen werden als Personen geschildert, deren religiöse Überzeugung gemäß der ihrer „Sekte“ ohne jede Schwierigkeit die Elemente einer Liebesreligion mit der Mentalität eines Killers verbinde; die unerkannt „zwischen uns“ leben, als seien sie ganz normale Mitmenschen, denen aber zuzutrauen sei, dass „vielleicht eines Tages einer von ihnen beschließt, mich zu killen, aus lauter Liebe und um mich zu erretten“. Dieser Fall zeigt recht gut, worauf es ankommt: Mitglieder einer Verbrecherorganisation, Menschen mit Killermentalität verdienen keine Anerkennung als Gleiche – viel besser wäre es, sie rechtzeitig aus dem Verkehr zu ziehen. Wer andere derart angreift, schneidet das kommunikative Band zu ihnen durch: Sie seien nicht nur anders, sondern minderwertig.

Aber warum genügt zur Ahndung strafwürdiger Bekenntnisbeschimpfungen nicht das Beleidigungsstrafrecht im engeren Sinne? Der Grund dafür ist der folgende: Das Beleidigungsstrafrecht im engeren Sinne erfasst in erster Linie abfällige Äußerungen über individuelle Besonderheiten des Opfers: Der Täter schreibt dem anderen Merkmale zu, die gerade er – in Abhebung von seiner sozialen Umwelt – aufweise („Idiot, Kurpfuscher“). Je indirekter die Beziehung zwischen dem Inhalt einer beschimpfenden Äußerung und einer konkreten Einzelperson ist, desto schwächer wird der Schutz des Beleidigungsstrafrechts. So wird selbst bei Äußerungen unzweifelhaft ehrverletzenden Inhalts das Vorliegen einer Beleidigung abgelehnt, wenn der Kreis der betroffenen Personen so groß ist, dass sich die ehrenrührige Äußerung in der Masse verliert und den Einzelnen nicht mehr erreicht. Pauschalbeleidigungen, die sich beispielsweise gegen „die Christen“ oder einzelne Bestandteile ihres Bekenntnisses richten, vermögen deshalb eine Beleidigung der einzelnen Mitglieder der betreffenden Gruppe nicht zu begründen.

Wie müsste der Tatbestand der Bekenntnisbeschimpfung gefasst werden, um den vorstehend skizzierten Grundgedanken angemessen zum Ausdruck zu bringen? Formulierungshilfe leistet das schweizerische Strafgesetzbuch. Nach dessen Artikel 261 wird unter anderem derjenige bestraft, der „öffentlich und in gemeiner Weise die Überzeugung anderer in Glaubenssachen, insbesondere den Glauben an Gott, beschimpft oder verspottet“. Schutzobjekt dieser Bestimmung ist in den Worten des schweizerischen Bundesgerichts primär die Achtung vor dem Mitmenschen und seiner Überzeugung in religiösen Dingen. Die Unehrlichkeit, die den Umgang mit dem gegenwärtigen Paragraphen 166 StGB prägt, ließe sich überwinden, wenn der deutsche Strafgesetzgeber sich zu einer ähnlichen Bestimmung durchränge.

**Der Mühe wert?**

Damit ist nach Lage der politischen Verhältnisse freilich nicht zu rechnen. Es ist allerdings kaum der Mühe wert, sich darüber zu ärgern. Die Unter-Strafe-Stellung von Bekenntnisbeschimpfungen ist, wie gesehen, von vornherein nur in einem verhältnismäßig schmalen Umfang möglich. In der Rechtspraxis würde davon aller Voraussicht nach noch weniger übrig bleiben. Das Bundesverfassungsgericht hat bereits das Beleidigungsstrafrecht weitgehend aus den Angeln gehoben: Unter Berufung auf die Meinungsäußerungs- oder die Kunstfreiheit kann man fast jede Unverschämtheit ungestraft loswerden. Dass ein beleidigungsähnlich konzipierter Tatbestand der Bekenntnisbeschimpfung ein besseres Schicksal haben würde, ist nicht zu erwarten. Mein Fazit lautet deshalb: Zwar kann der Gläubige jenen Wächtern einer ultraliberalen Tugendhaftigkeit, die ihn ohnehin nur als das Relikt einer unaufgeklärten Vergangenheit betrachten und die Strafbarkeit von Bekenntnisbeschimpfungen lieber heute als morgen abgeschafft sehen wollen, durchaus selbstbewusst entgegentreten. Dennoch sollte er sich selbstkritisch fragen, ob er seine Energie nicht besser in die Neuevangelisierung unseres Landes investieren sollte.



Anzeige

Hochschule für Philosophie München

# Weiterdenken nach dem Bachelor ...

## Konsekutiver Master Philosophie

an der Hochschule für Philosophie SJ in München, mit drei wählbaren Schwerpunkten:

- Geist und Natur
- Ethik und Gesellschaft
- Religion und Vernunft

Studiendauer: 4 Semester
Studienbeginn: immer zum Wintersemester
Anmeldeschluss: 15. Juli 2015

weitere Infos zum Studiengang unter: www.hfph.de/studium/studiengaenge/master/konsekutiver-master

## Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

### Berufstätige Männer als Diakone

Was macht einen Ständigen Diakon aus? Seit der Wiedereinführung des Ständigen Diakonats durch das Konzil ist eine Suchbewegung nach dem Proprium und der Identität Ständiger Diakone zu verzeichnen. Das Projekt „Pro Diakonia“, welches am Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität angesiedelt ist, möchte einen Beitrag zur Klärung dieses Problems leisten.
Die Suche nach einer diakonalen Identität wird noch schwieriger, wenn Männer als Diakone mit und im Zivilberuf in einem kirchlichen Amt tätig werden. Sie binden sich fest an die Institution Kirche, sind ohne Bezahlung zur Mitarbeit in den Gemeinden verpflichtet und gehören zum Klerus, obwohl sie einen Beruf außerhalb der Kirche ausüben. Unter Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen verwirklichen sie einen Christusdienst, der theologisch nicht leicht zu fassen ist.
In der Tradition des Instituts, empirische und theologische Forschung zu betreiben, sollen im deutschsprachigen Raum über 40 qualitative Experteninterviews mit Diakonen im Zivilberuf geführt werden. Die Interviews sollen vor allem Aufschluss darüber geben, wie sich diese Männer selbst verstehen, mit welchen Problemen sie sich konfrontiert sehen und aus welchem theologischen Selbstverständnis heraus sie ihren Dienst leisten. Die Interviews werden im Sinne der *„Grounded Theory“* ausgewertet. Weitere Informationen zur Studie finden sich auf der Homepage des Instituts.

## Nell-Breuning-Institut

### „Was sollen die Banken tun?“

So lautet das neue finanzsoziologische und bankenethische Verbundprojekt des Oswald von Nell-Breuning-Instituts. Es wird gemeinsam mit dem Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) an der Universität Göttingen und dem Giro- und Sparkassenverband Hessen-Thüringen realisiert und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der Förderinitiative „Finanzsystem und Gesellschaft“ finanziert.
Im NBI geht es einerseits um die sozialwissenschaftliche Erfassung gesellschaftlicher Erwartungen an Banken, so wie sie in ausgewählten Zeitperioden in vier wichtigen Printmedien geäußert wurden. Dabei wird nicht nur zwischen privaten Großbanken, Sparkassen und Kreditgenossenschaften unterschieden, sondern auch zwischen Erfolgserwartungen (zum Beispiel Umsatz, Gewinn, Marktanteil), Funktionserwartungen (etwa Finanzierung, Unterstützung bei der Geldanlage, Abwicklung des Zahlungsverkehrs) und weiterführenden normativen Erwartungen (beispielsweise Basisversorgung für alle Gesellschaftsglieder, Mitverantwortung für die Arbeitsplätze bei Unternehmen, die Kreditkunden sind). Zum anderen sollen einige besonders aussagekräftige Zeitungsbeiträge interpretiert und wirtschaftsethisch reflektiert werden.
Die Forschungsfragen dabei lauten: Welche Erfolgs-, Funktions- und normativen Erwartungen an Banken werden von wem gegenüber wem zu welchen Zeiten formuliert? Sind Zusammenhänge erkennbar zwischen der Inhalt-Akteurs-Konstellation und dem Zeitpunkt beziehungsweise Ort einer geäußerten Erwartung? Dabei wird von der Hypothese ausgegangen, dass Funktions- und normative Erwartungen an Banken zumeist weitgehend implizit sind und vor allem dann in Massenmedien geäußert werden, wenn sie öffentlich wahrnehmbar verletzt wurden. Einige besonders typische Erwartungskonstellationen werden wirtschaftsethisch reflektiert. Dabei wird herausgearbeitet, welche Wertfeststellungen den Positionen zugrunde liegen und wie diese aus Sicht der am Nell-Breuning-Institut erarbeiteten Politischen Wirtschaftsethik der Finanzmärkte einzuordnen sind.

## Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

### Christus und die Religionen

Unter dem Titel *„Mission Sustainability“* hat das IWM im März gemeinsam mit dem Hilfswerk Misereor eine Fachtagung veranstaltet, die sich mit der Frage beschäftigte, inwiefern Theologie und Kirche Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung sein können. 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer folgten der Einladung und ließen sich zunächst von Experten über aktuelle ökologische, ökonomische und soziale Herausforderungen informieren, die unter den Stichworten „Klimawandel“ und „Bevölkerungswachstum“ diskutiert werden. Anschließend wurde die theologische Grundlage eines Engagements der Kirche für nachhaltige Entwicklung erörtert. Als Sinn- und Motivationsperspektive wurde nicht nur die Schöpfungsverantwortung von Christinnen und Christen, sondern etwa auch eine handlungsstimulierende christliche Spiritualität angeführt.
In der vom IWM herausgegebenen Reihe „Weltkirche und Mission“ ist der fünfte Band veröffentlicht worden. Unter dem Titel „Christus und die Religionen. Standortbestimmung der Missionstheologie“ (hg. von M. Luber, R. Beck und S. Neubert) sind Beiträge nationaler und internationaler Religionstheologen versammelt, die sich der Frage der Verhältnisbestimmung des Christentums gegenüber anderen Religionen und religiösen Traditionen annähern. Im Zentrum stehen die Ansätze der Komparativen Theologie und Israeltheologie, die das Anliegen teilen, nicht-christliche Religionen umfassend zu würdigen, ohne die universale Bedeutung des Christusereignisses zu depotenzieren. In den Beiträgen werden die Ansätze in christologischer Perspektive diskutiert und auf ihre missionstheologischen Implikationen hin befragt.
Seit Januar ist Sebastian Pittl als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Weltkirche und Mission tätig. Nach dem Studium der katholischen Theologie an der Universität Wien arbeitete Herr Pittl als Assistent am Institut für Systematische Theologie im Fachbereich für Theologische Grundlagenforschung (Leitung: Prof. Kurt Appel). Im Rahmen dieser Arbeit verfolgte er ein Promotionsprojekt zur Geschichtstheologie Ignacio Ellacurías. Sebastian Pittl vertritt am IWM das Forschungsfeld Interkulturelle Theologie, das sich zur Aufgabe macht, den universalen Anspruch des Christentums vor dem Hintergrund einer kulturellen Pluralität zu explizieren.

## Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

### Das christliche Gebet

Die „Theologie des christlichen Gebetes“ – mit diesem Buch will das Institut einen Beitrag zur theologischen Reflexion über das Gebet leisten. Diese steht meist eher am Rande des theologischen »Alltagsgeschäftes«, auch wenn es sich bei ihm um einen, ja den Grundakt christlicher Existenz handelt. Die Ausführungen beginnen mit der neuzeitlichen Problemanzeige und entfalten eine theo-anthropologische bzw. trinitätstheologische Grundlegung des Gebetes im Leben des eingeborenen Gottessohnes, der den Menschen in das ihm eigene Gebet zum Vater einführt. Wohl lassen sich viele anthropologische Voraussetzungen und Zugänge zum christlichen Gebet angeben, doch unterscheidet es sich grundlegend von Vollzügen des Betens und der Kontemplation in anderen Religionen; seine Spezifika erklären sich aus seiner christologischen und pneumatologischen Begründung wie auch aus dem Studium der Heiligen Schrift und der Feier der Liturgie; seinen authentischen Ausdruck findet es als »immerwährendes Beten«. Jede theologische Erkenntnis zielt auf den Nachvollzug des innertrinitarischen Lebens Gottes und seines Heilswirkens, sie endet nicht im Begreifen und Erkennen, sondern mündet in die Homologie: »Gibt es überhaupt eine Wahrheit außerhalb des Gebetes?« (Hans Urs von Balthasar). Das Buch erscheint im Echter Verlag, umfasst 386 Seiten und kostet 29 Euro.



Anzeige

# Die Verteidigung der Ehre Gottes

Worte zur Zeit

**HEINRICH WATZKA SJ**
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen und
Professor für Philosophie

Die Angst vor der Blasphemie, der Verunglimpfung und Herabwürdigung religiöser Symbole und der Verächtlichmachung der Überzeugungen der Gläubigen ist in unsere Gesellschaft zurückgekehrt. Geändert haben sich die Gründe für diese Angst. Waren die Gläubigen, die Theologen und die Lenker der Staaten bis zur Schwelle der Aufklärung davon überzeugt, dass Gott nicht mit sich spotten lässt und die Lästerung seines Namens umgehend mit Hunger, Erdbeben und Pestilenz strafe, so fürchten wir im 21. Jahrhundert nicht mehr die Rache Gottes, aber den Zorn seiner fanatisierten Anhänger.

Der Blasphemieparagraph des deutschen Strafgesetzbuchs in der Fassung vom 1. April 1987 argumentiert mit der „Störung des öffentlichen Friedens", die von der „Beschimpfung von Bekenntnissen, Religionsgemeinschaften und Weltanschauungsvereinigungen" ausgehen könnte (Paragraph 166). Der Gesetzgeber lässt unerwähnt, wer die Störer sind. Stören die Künstler, Karikaturisten, Journalisten, die unter der Berufung auf die Kunst-, Meinungs- und Pressefreiheit kalkuliert Grenzen überschreiten, oder stören die Gläubigen, die sich durch eine Karikatur, eine Filmszene, eine Satire oder ein Werk der bildenden Kunst in ihren religiösen Gefühlen zutiefst verletzt sehen und auf Gegenwehr sinnen? Religiöse Menschen sind in einer Zivilisation, die alles relativiert und kritisiert, hinterfragt und bezweifelt, ins Hintertreffen geraten, stehen sie doch für etwas ein, das über jede Kritik erhaben und heilig ist. „Vor allem trachten sie danach, sich dieses Heiligen ihrerseits als würdig zu erweisen" (Hans-Joachim Höhn). Je mehr die Beziehung zu einer Religionsgemeinschaft oder einem religiösen Bekenntnis für sie sinn- und identitätsstiftend ist, desto mehr werden sie die ironische Herabsetzung oder Kritik ihrer Symbole und zentralen Inhalte als Herabwürdigung ihrer Person und als ehrabschneidend empfinden. Die neue Furcht vor der Blasphemie ist also keine Furcht vor dem Zorn Gottes, vielmehr die Furcht vor zornigen (Über-)Reaktionen seiner Gläubigen.

Die neue Empfindlichkeit der Gläubigen für Blasphemie ist keineswegs auf die Muslime beschränkt, auch Christen machen zunehmend geltend, dass die Grenze des Tolerierbaren überschritten sein könnte. Im Vordergrund der modernen Blasphemiedebatte stehen die Gläubigen und ihre Gefühle, nicht Gott oder dessen Ehre. „Gott braucht nicht geschützt werden. Er ist es, der schützt. Geschützt werden aber müssen Menschen, denen es um Gott geht. Menschen, die an Gott glauben. Sie sind es, die durch Religionsbeleidigung beleidigt werden, und zwar schwerer und tiefer als durch Beleidigung ihrer Person" (Robert Spaemann, Beleidigung Gottes oder der Gläubigen?, F.A.Z. vom 25. Juli 2012). Die Würde jener Gläubigen, die sich die Herabwürdigung ihrer Religion nicht gefallen lassen, wiegt ebenso schwer wie die Freiheitsrechte derer, die in säkularen Medien, in Wissenschaft und Kunst tätig sind.

Was also tun? Dem religiös und weltanschaulich neutralen Staat fehlt die Kompetenz, die Grenzen des Zulässigen zu definieren und Zensur auszuüben. Sollen Superintendenten, Bischöfe, Imame und Rabbiner im Auftrag des Staates gemeinsam darüber wachen, dass nichts an die Öffentlichkeit dringt, was die Gefühle eines Gläubigen jedweder Konfession und Religion verletzen könnte? Oder ist nur an den Schutz einer Religion gedacht? Und wenn ja, welcher? Etwa der Religion derer, die am lautesten protestieren und vor nichts zurückschrecken, auch nicht vor der Anwendung von Gewalt? Das Recht auf Religionsfreiheit darf kein Argument sein, um gleichrangige Grundrechte wie Meinungs-, Kunst- und Wissenschaftsfreiheit zu beschränken. Auf der anderen Seite entspricht es nicht der Wahrheit, dass unsere Gesellschaft keine Tabus mehr kenne und alles der Kritik und der Lächerlichkeit preisgebe. Der zivilreligiöse Konsens verlangt zu Recht, die Würde der Kinder, der Frauen, der Homosexuellen, der Menschen mit Behinderung, der Fremden zu achten. Witze über Juden, Frauen, Schwule sind auch im Satiremagazin, im Kabarett und in der Talkshow tabu. Kunstschaffende, Karikaturisten, Journalisten müssen eine Sensibilität dafür entwickeln, dass sich auch heute Menschen mit ihrer Religion identifizieren, so ambivalent Religion auch sein mag und es immer gewesen ist.

Religionskritik und Blasphemie sind nie nur von außen an eine Religion herangetragen worden, sie sind der Religion und dem Glauben zutiefst innerlich. Wurde Jesus nicht wegen Gotteslästerung angeklagt und verurteilt? Heißt es nicht über ihn in der Schrift: „Er wurde geschmäht, schmähte aber nicht; er litt, drohte aber nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter" (1 Petr 2,13). Die Angst vor der Blasphemie steht Christen nicht gut an.

Illustration Cornelia Steinfeld

# Bitte einmal ausfüllen!

Gabi Müller, Sekretärin des Regens, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... Joghurt mit frischem Obst, 1 Milchkaffee, 1 Minztee

Mit 16 Jahren wollte ich... Krankenschwester werden.

Ich bin Christ, weil... ich so getauft wurde.

Zur Zeit lese ich... Ken Follett "Kinder der Freiheit"

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... dass sie sich (meistens) weniger durch Emotionen beeinträchtigen lassen.

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Kate Bendel, Seelsorgerin in St. Marien, Liederbach

Dem Papst würde ich raten, "Weiter so!"

Geld macht mich... zwar nicht glücklich, trägt aber zu meiner Zufriedenheit bei.

Drei interessante Wörter: Vielfalt, Miteinander, Individuum

Kürzlich habe ich mich geärgert über... egoistische Mitmenschen.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... mit netten Menschen unterwegs bin.

In der Zukunft träume ich davon... mich als Gasthörerin in der Psychologie weiterzubilden

Sankt Georgen ist für mich ... "Eine Insel"

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... Sich immer treu zu bleiben, ganz egal, welchen Beruf sie später ausüben werden.



# Ein großer Wurf

III

Das besondere Buch

**ALEXANDER ARMBRUSTER**
F.A.Z.-Wirtschaftsredakteur

Die Finanzkrise hat viele Ökonomen vollkommen überrascht. Bis heute ergründen sie akribisch, was passiert ist und warum. Weil sich die Krise nicht nur an der Börse ausgewirkt hat und auswirkt, sondern weit hineingreift in die Lebenswelt vieler Menschen in besonders betroffenen Ländern, gibt es noch andere Fragen zu beantworten: Was sollen wir tun, um die Krise zu überwinden? Und was, damit sich so etwas nicht noch einmal wiederholt? Gefordert sind diejenigen, die sich systematisch mit der Unterscheidung zwischen richtig und falsch beschäftigen – die Ethiker. Bernhard Emunds, dem Sozialethiker und Leiter des Nell-Breuning-Instituts an der theologischen Hochschule Sankt Georgen, ist mit seinem Buch „Politische Wirtschaftsethik globaler Finanzmärkte" ein in dieser Hinsicht großer Wurf gelungen. Das Werk ist im Moment der bedeutendste grundlegende finanzethische Beitrag im deutschsprachigen Raum.

Ausführlich beschreibt Emunds die Rolle der Banken und des Finanzsystems insgesamt, beleuchtet beides vor dem Hintergrund nicht nur der jüngsten Finanzkrise. Er führt in dominierende Ethikkonzepte ein und zeigt ihre Grenzen auf – was im Grunde der Ausgangspunkt ist für seine eigene Reflexionsweise. Vor allem bleibt er nicht – wie gelegentlich Andere des Faches – bei allgemeinen philosophischen Erörterungen stehen, sondern stellt konkrete Forderungen. Zum Beispiel will er die Banken stabiler machen, indem er ihnen deutlich größere Eigenkapital-Puffer gegen mögliche Verluste verschreibt als das die Aufsichtsbehörden tun. Emunds würde bestimmte Finanzprodukte wie Verbriefungen von Verbriefungen verbieten. Er ist zudem dafür, Finanztransaktionen zu besteuern, weil er schlicht findet, dass das Finanzsystem überdehnt ist gemessen daran, was es zum gesellschaftlichen Wohlstand beiträgt.

Die erfrischend konkrete Darstellung der Krise, wie auch die tiefgehende Auseinandersetzung mit der Funktion der Banken in einer Gesellschaft, verdanken sich sicherlich der Tatsache, dass Emunds kein autodidaktischer Seiteneinsteiger in die Wirtschaftslehre

**Taschenbuch: 520 Seiten**
**Verlag: Springer Gabler**
**Auflage: 2014 (16. Oktober 2014)**
**ISBN: 978-3658047115**
**49,99 € (D)**

ist. Er studierte nach Theologie zusätzlich Volkswirtschaftslehre, im Jahr 2000 wurde er von Bertram Schefold an der Frankfurter Goethe-Universität promoviert. Sein Spezialgebiet und Promotionsthema ist die gerade hochrelevante Frage, wie sich Banken und die gesamtwirtschaftliche Entwicklung gegenseitig beeinflussen.

Vor der Finanzkrise hatte der Hauptzweig der Volkswirtschaftslehre die eigenständige Bedeutung der Geldhäuser faktisch ignoriert – und auch Erklärungsmuster dafür, dass eine Finanzkrise keinen Auslöser von außen braucht, sondern tendenziell im System selbst angelegt ist. Denker wie Hyman Minsky oder Randall Wray und Victoria Chick, mit denen sich Emunds in seiner Doktorarbeit intensiv auseinandergesetzt hatte, analysierten dieses Thema hingegen jahrzehntelang. Diese Sachkenntnis fließt in sein Buch mit ein. Zugleich verweist Emunds ausführlich auf die ökonomische Theorie in seinem Hinterkopf und macht so seine Schlussfolgerungen leichter nachvollziehbar und möglicher Kritik zugänglich – ein wissenschaftlich wichtiges Verhalten, das sich Forscher mitunter leider ersparen.

Während Ökonomen vornehmlich in Kategorien wie Effizienz oder Wachstum denken, fragt der Ethiker Emunds vor allem danach, ob wir als freie Bürger einer Demokratie uns gegenseitig respektieren und voreinander leben können. Die Wirtschaft, die er als Teil der Gesellschaft begreift, und das Finanzsystem müssten helfen, dies möglich zu machen. Ganz und gar nicht dürften sie diesem Anliegen entgegenwirken.

Darüber hinaus nimmt Emunds nicht den einzelnen gierigen Banker, laschen Bankenaufseher oder leichtsinnigen Bankkunden in den Blick: Ihm geht es um die politisch beeinflussbaren Strukturen, die Institutionen. Dazu passt, dass Emunds sich einer im weitesten Sinne mit Immanuel Kant verbundenen Ethiktradition zuordnet. Er nimmt dabei ausdrücklich Bezug auf konsensorientierte Ansätze von John Rawls und Jürgen Habermas. Ethisch legitim ist demnach, was zumindest die überwältigende Mehrheit einer Gesellschaft in einer fairen Diskussion akzeptiert.

Neben dem wirtschaftswissenschaftlichen Tiefgang unterscheidet auch die Anwendung dieses gerade für pluralistische Gesellschaften wichtigen Ethikkonzepts Emunds Buch von anderen finanzethischen Publikationen. Der Jesuitenpater Oswald von Nell-Breuning etwa orientierte seine im Jahr 1928 veröffentlichte Schrift „Grundzüge der Börsenmoral“ stark an der in der traditionellen katholischen Soziallehre gängigen Naturrechtsethik. Und auch der Philosoph Peter Koslowski unterstellte die im Jahr 2009 überarbeitete Fassung seines Werkes „Ethik der Banken“ diesem Ansatz.

Für Naturrechtsethiker hat, grob zusammengefasst, alles einen durch seine jeweilige Natur bestimmten Zweck. Die Aufgabe des Ethikers ist es, diese „Natur der Sache“ zu ergründen. Ethisch illegitim sind daraus folgende Handlungen, aufgrund derer eine Sache nicht mehr ihrem natürlichen Zweck entspricht. Der Vorteil dieses Ansatzes ist es, Ethiker dazu anzuhalten, erst einmal die Realität genau zu analysieren, bevor ein Urteil fällt – die Dinge sind ja nicht zufällig so wie sie sind. Emunds hebt dies in seinem Buch ausdrücklich hervor: „Dies kann Ethiker davor bewahren, unterkomplexe institutionelle Lösungen vorzuschlagen, weil sie wichtige gesellschaftliche Funktionen, die im aktuellen Funktionenset erfüllt werden, übersehen haben.“ Er verheimlicht auch nicht, dass er sich ihrer selbst bedient; die Kapitel über Rolle und Funktion von Banken und das internationale Finanzsystem stehen dafür Pate.

Er bleibt aber nicht dabei stehen in dem Wissen, dass ja auch der Zweck einer Sache nicht „vom Himmel fällt“, sondern selbst Gegenstand von (politischer) Diskussion ist. Gerade in Umbruchphasen wie den Jahren nach der Finanzkrise werden die Grenzen dieses Ansatzes schnell sichtbar. Aktuelles Beispiel ist etwa die Debatte um die Rolle der Zentralbanken, die außergewöhnliche Maßnahmen wie groß angelegte Anleihekaufprogramme ergriffen haben und ergreifen. Die Meinungen von Ökonomen, was die „Natur“ einer Notenbank ist und durch welches Verhalten sie ihrem „natürlichen“ Zweck entspricht, gehen weit auseinander. Dementsprechend gibt es viel Lob und viel Kritik.

Kaum fassbar mit dem naturrechtsethischen Ansatz ist besonders auch die Kritik von Emunds an der Größe des Finanzsystems, die er gerne verringern würde. Das Finanzsystem verbraucht aus seiner Sicht mehr Ressourcen als es zum Wohl der Gesellschaft beiträgt. Viele Ökonomen teilen seine Ansicht. Stephen Cecchetti, ein früherer hochrangiger Ökonom der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, und Enisse Kharroubi beispielsweise sind in einer Analyse im Sommer 2012 sogar zu dem Ergebnis gekommen, dass die Finanzsysteme der Industrieländer schon lange weit über das Niveau hinausgewachsen sind, auf dem sie für mehr Wirtschaftswachstum sorgen. Das Finanzsystem ziehe mit den üppigen Gehältern heute viele Spezialisten an, die in der Realwirtschaft der Gesellschaft einen größeren Wohlstand ermöglichen könnten, bedauern sie: „Das Ergebnis ist, dass Menschen, die in einer anderen Zeit vielleicht davon träumen würden, Krebs zu heilen oder zum Mars zu fliegen, heute davon träumen, Hedgefonds-Manager zu werden.“

Gerade Emunds ethische Kritik an der Größe des Finanzsystems zeigt die ganze Breite seines Ansatzes. Hier argumentiert er nicht einmal im weitesten Sinne kantianisch, sondern folgt einem utilitaristischen Begründungsstrang: Es geht ihm um die Folgen in Form eines sinkenden Wohlstandsniveaus insgesamt. Ein Nachteil seiner Ausführungen ist das jedoch nicht, im Gegenteil. Dass Bernhard Emunds verschiedene ethische Argumentationsfiguren verwendet und nicht glaubt, mit einem Ansatz alle Fragen „erschlagen“ zu können, gehört vielmehr zu den weiteren Vorzügen dieses Buches.

Lesenswert ist gleichsam, wie er von der nationalen zur internationalen Ebene ethischen Argumentierens gelangt. Und schließlich zeigt er sich insofern demütig, als er seine konkreten Forderungen im Grunde als Momentaufnahme ausgibt – also als Folgerungen, die sich aus dem gegenwärtigen Stand der jeweiligen Debatte ergeben. Auch das macht nicht jeder. Zieht man zu Emunds Grundlagenbuch die Promotionsarbeit „Finanzregulierung zwischen Politik und Markt“ seines ehemaligen Mitarbeiters Wolf-Gero Reichert hinzu, hat sich das Nell-Breuning-Institut mit seiner „Politischen Wirtschaftsethik“ gerade in finanzethischen Fragen zu einer wissenschaftlichen Instanz gemacht.



Anzeige

Philosophie studieren in Sankt Georgen

Wollen Sie den Überblick behalten in den Auseinandersetzungen über grundlegende gesellschaftliche und ethische Fragestellungen in einer pluralistischen Welt, und sich kompetent zu Wort melden?

Erhalten Sie eine breite fachliche Fundierung in systematischer Philosophie und Philosophiegeschichte- in kleinen Gruppen und im engen Kontakt zu den Professoren.

Bachelor Philosophie
Jetzt informieren:
www.sankt-georgen.de/philosophie
philosophie@sankt-georgen.de

Der Sohn, und Vatter Ewiglich,
Ohn End, vnd ohn Beginnen
Mitt gleichem hertzen inniglich
Jn gleicher Lieb erbrinnen.
Sie Beyde Zween, vnd Eines Beyd,
Sich Ewiglich vmbfassen,
So sauset auch in Ewigkeit
Der Geist, ohn vnterlassen.

*Aus der „Tvtznachtigal“ von dem Jesuiten und Barockdichter Friedrich Spee, Trvtznachtigal*

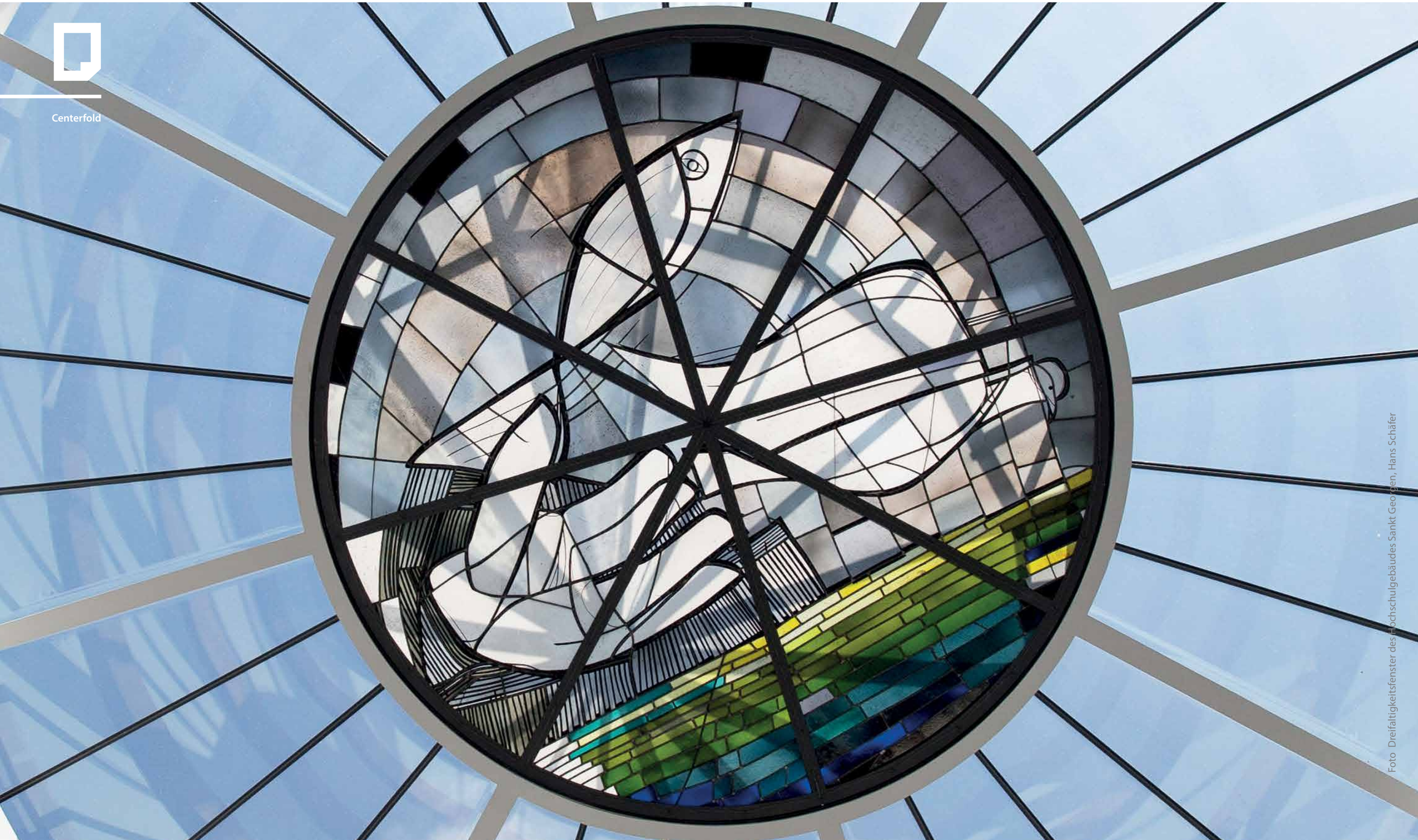




Foto: Dreifaltigkeitsfenster des Hochschulgebäudes Sankt Georgen, Hans Schäfer

# Make today matter

## Theologisches Studienjahr in Südafrika

Weltkirche

**MARITA WAGNER**
6. Semester Magister Theologie

„*Make today matter*“ ist die Leitvision der *University of Pretoria,* einer der führenden Universitäten in Südafrika, die 1908 gegründet wurde. Seit 1996 ist sie offiziell die Forschungseinrichtung mit dem größten wissenschaftlichen *Output*. Das eigentliche Ziel wird dabei klar benannt: Man möchte zu den führenden Universitäten in Afrika gehören, die akademisch herausragende Leistungen und einen hohen Standard verkörpern. „*Make the future a better place*“, mit diesen Worten begrüßte die Direktorin der Universität, Cheryl de la Rey, die Erstsemesterstudenten Anfang dieses Jahres und lud sie dazu ein, ein Teil dieser intellektuellen Gemeinschaft zu werden. Die Institution beheimatet derzeit mehr als 50.000 Studenten, die 113 Ländern entstammen, wodurch sich eine große internationale Vielfalt ergibt.

Zu den insgesamt neun verschiedenen Fakultäten gehört unter anderem die *Faculty of Theology*, die 1917 gegründet wurde und an der ich noch bis Dezember studieren werde. Diese ist die älteste und größte theologische Fakultät Südafrikas. Das Besondere an ihr ist die Tatsache, dass hier Studenten unterschiedlicher Konfessionen gemeinsam studieren und in Dialog miteinander treten. Die Fakultät hat ein gut ausgebautes Netzwerk. Neben der katholischen Kirche kooperiert sie auch mit der anglikanischen, presbyterianischen, lutherischen und reformierten Kirche und beteiligt sich an diversen sozial-gesellschaftlichen und kirchlichen Projekten.

An der Fakultät beeindruckt mich, dass sie sehr breit aufgestellt ist. Die Professoren verstehen es, das akademische Studium mit der Praxis in Einklang zu bringen. Sie zeigen deutlich auf, wie die jeweilige Vorlesung in den größeren theologischen Kontext einzuordnen ist und wozu deren Inhalt die Studenten am Ende befähigen soll beziehungsweise wie sie ihr neu gewonnenes Wissen in der Kirche und lokalen Gemeinde anwenden können. Man bleibt somit nicht bei der reinen wissenschaftlich-theoretischen Forschung stehen. Dies sei, sagt Dr. Attie van Niekerk, Dozent für Missionstheologie, eine Stärke der südlichen Theologie gegenüber der nördlichen. Während der Norden versuche, die Theologie in erster Linie mithilfe der Wissenschaft zu begründen, liege der Fokus im Süden darauf, Theologie als eine Möglichkeit zu begreifen, Menschen zu inspirieren und sie zu Vertretern der göttlichen Schöpfung zu machen. Auch meine neuen Studienfreunde bescheinigen mir, dass sich viele Studenten unabhängig von ihrem Studium auf freiwilliger Basis aktiv in Sozial- und Hilfsprojekten der jeweiligen Kirchen engagieren.

Durch ihren Vorlesungsstil regen die Professoren ihre Studenten ebenfalls zur Eigeninitiative an. Im Unterschied zum uns bekannten Frontalunterricht gestalten sich die meisten Vorlesungsstunden hier in Form von Diskussionen. „Die Professoren möchten wissen, was die Studenten denken, sie sind wirklich interessiert an deren Meinung“, sagt ein Student. „Sie wollen die Studenten zu einem selbstständigen und reflektierten Denken herausfordern.“ Immer wieder wird uns die Frage gestellt: „Was denkt ihr über die Meinung des Autors? Teilt ihr seine Ansicht?“ Folglich wird jeder Student dazu aufgefordert, sich in den Unterricht einzubringen und seine Meinung zu vertreten. Es reicht nicht aus, unbeteiligt in der Vorlesung zu sitzen und ein vorgefertigtes Konzept des Professors mitzuschreiben. Da kann es auch passieren, dass Studenten der Ansicht des Professors entschieden widersprechen. Gerade im Hinblick auf die südafrikanische Geschichte rund um das Thema Apartheid erscheint es den Professoren wichtig, junge Menschen dabei zu unterstützen, ihre eigene Meinung zu entwickeln und sie zu verantwortungsbewusstem Handeln zu erziehen.

Inhaltlich wird die Theologie an der *Pretoria* auf mehreren Ebenen betrachtet: In einem ersten Schritt wird die Theologie Südafrikas untersucht, anschließend die des afrikanischen Kontinents und zum Schluss erfolgt eine globale Betrachtung – die theologische Reflexion bewegt sich vom Mikro- zum Makrokosmos. Dabei kommt es oft zu Vergleichen zwischen dem theologischen Verständnis in den nördlichen Industriestaaten und den südlichen *developing countries*. Wie bereits angesprochen, dreht es sich dabei nicht ausschließlich um die katholische Theologie sondern vielmehr um die Zusammenarbeit der einzelnen Kirchen, zwischen denen die Trennung weniger strikt erscheint. Dies liegt wohl vor allem daran, dass Südafrika aus so vielen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen besteht, die nach der Apartheid einen neuen gemeinsamen Lebensweg finden müssen. Bestes Beispiel ist der *South African Council of Churches (SACC*), der als Dachorganisation fast alle christlichen Kirchen Südafrikas repräsentiert und sich in der Vergangenheit gegen das Apartheid-Regime gestellt hat.

„Make the future a better place“: Der Campus der theologischen Fakultät in Pretoria.
Foto mit freundlicher Genehmigung der University of Pretoria

Südafrikanische Theologie steht in einem engeren Verhältnis zu Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, als dies in Deutschland der Fall ist. Grund hierfür ist ein nicht realisiertes demokratisches System gepaart mit einer Wirtschaft, die nicht auf Nachhaltigkeit basiert. Die Schere zwischen Arm und Reich wird folglich eher größer als kleiner. Aus diesem Grund sieht sich die Kirche dazu genötigt, einzugreifen und gegen diese Missstände vorzugehen.

So wurde ein *Faculty Research Theme* (FRT) ausgearbeitet, welches den Projektnamen *Ecodomy – Life in its fullness* trägt (abgeleitet vom griechischen Wort *oikodomé*). Dabei werden sozialgesellschaftliche Themen ethisch ergründet. Prof. Buitendag, Rektor der theologischen Fakultät, fasst die Intention des Projekts wie folgt zusammen: „*Ecodomy will look at religious world views and norms, but will have a strong interdisciplinary research focus on aspects of global justice, human dignity, reconciliation, moral formation and responsible citizenship. Ecodomy's central message of a holistic approach to life looks at the interrelations of the economy, ecology, theology, religion, life and poverty to the self and society.*“

In meiner Vorlesung *Mission in Practice*, die Dr. van Niekerk leitet, nähern wir uns dieser Thematik auf praktische Weise, indem wir über die Bedeutung von *sustainable communities* sprechen. Wir nehmen dabei eine Gesellschaftsanalyse vor und diskutieren die derzeitigen sozialen Probleme wie Arbeitslosigkeit, *HIV/AIDS* und Armut sowie mögliche Lösungskonzepte. Die zentrale Frage dabei ist: Welche Rolle nimmt die Kirche in diesem Konflikt ein? Wie muss sie reagieren? Kann die Kirche überhaupt mit politischen Gruppierungen oder der Industrie zusammenarbeiten, die für Korruption bekannt sind, ohne ihre moralischen Werte aufzugeben?

Dr. van Niekerk kennt die Herausforderungen für die südafrikanische Theologie: „*The faith should find expression in sustainable, human and just ways of life among both rich and poor. It is important that theology can engage with the issues of everyday life: poverty and inequality, violence and crime, family breakdown and HIV/AIDS, the destruction of creation as well as the loss of hope and vision.*“

Doch auch hier bleibt es nicht bei bloßen Feststellungen. In seiner Vorlesung führt Dr. van Niekerk aus: „*You have to know what is going on outside. You have to know about the social problems families in the communities are suffering from. How can you otherwise preach them the gospel authentically?*“ Aus diesem Grund besuchen wir im Rahmen der Vorlesung ein Mal pro Woche sozial benachteiligte Familien in verschiedenen Armenvierteln der Stadt. Jeder Klein-

gruppe, bestehend aus zwei Studenten, wurde eine Familie zugewiesen. Zusammen mit einem äthiopischen Kommilitonen begleite ich eine alleinerziehende Mutter von vier Kindern, die vor acht Jahren von Burundi nach Südafrika geflohen ist. In ihrem Heimatland musste sie mit ansehen, wie Soldaten während des Kriegs ihre ganze Familie ermordet haben. Als sie schließlich mit den Kindern in Südafrika ankam, stellte sich heraus, dass ihr Ehemann, der vor ihr nach Südafrika geflüchtet war, bereits eine neue, südafrikanische Lebensgefährtin hatte. Ihr Studium in *Accounting* wird nicht anerkannt, da sie es nicht in Südafrika absolviert hat. Trotz dieser schweren Schicksalsschläge ist sie fest in ihrem Glauben verwurzelt. Er gab ihr schließlich auch die Kraft, eine Vorschule für die Kinder im Armenviertel von *Sunnyside* zu gründen, um ihnen eine erste Erziehung und Ausbildung zu ermöglichen.

Es sind diese außerordentlichen menschlichen Begegnungen, die mich als angehende Theologin hier in Südafrika noch einmal besonders herausfordern und zum Nachdenken anregen. Wie können wir als Seelsorger für diese Menschen da sein, wie müssen wir zu ihnen sprechen? Ich bin dankbar dafür, einmal aus meinem wohlbehüteten Umfeld hinauszutreten und mich „dem echten Leben“ und seinen Schrecken stellen zu können/müssen. Anhand von Beispielen wie diesen wird mir wieder bewusst, in welch einer privilegierten Welt ich aufwachsen durfte, und dass dies keineswegs selbstverständlich ist.

Interessant ist es auch zu sehen, wie sehr die traditionelle afrikanische Religion in das Alltagsleben der Menschen integriert ist. Sie hat großen Einfluss, inwiefern Menschen das Gesundheitssystem oder die modernen Technologien für sich nutzen. Ebenso große Auswirkungen hat sie auf menschliche Beziehungen, sowohl positive als auch negative. Positiv im Sinne der afrikanischen Ethik des *Ubuntu*, die man als *„existing and caring for each other“* definieren kann, negativ insofern, als dass man befürchtet, durch Menschen in seinem näheren Umfeld verhext zu werden. So gestalten sich besonders die Beerdigungen von Familienmitgliedern als eine sehr kostenintensive Angelegenheit, da man darum bemüht ist, den Geist des Verstorbenen friedlich zu stimmen (ähnlich den Jenseitsvorstellungen im Zweistromland). Diese Schilderungen bestätigen sich in den Gesprächen mit der Frau aus Burundi. Sie erzählte davon, dass sie vor drei Jahren an Lungenkrebs erkrankt sei, dieser aber nach einem Jahr von den Ärzten nicht mehr diagnostiziert werden konnte. In ihren Augen steht es außer Frage, dass es Gottes Gnade und Barmherzigkeit waren, die sie von ihrer Krankheit geheilt haben. In der afrikanischen Tradition werden folglich auch wundersame Heilungen nicht ausgeschlossen.

Doch wie lässt sich die afrikanische Religion mit der christlichen Theologie in Einklang bringen? Dr. van Niekerk entgegnet als Missionswissenschaftler: *„Progress is not to move forward and leave something behind, progress is to make the circle (as the most telling symbol in African culture) bigger to include the new with the old.“*

Südafrika hat noch einen weiten Weg vor sich. Auch nach 20 Jahren sind die Folgen der Apartheid und der Schmerz, den sie bei vielen Menschen hinterlassen hat, noch deutlich zu spüren. Wie lässt sich eine neue Zukunft Südafrikas gestalten? – Das ist die Frage der Theologie hier. Dafür müssen neue moralisch-ethische Leitvisionen formuliert und in der Gesellschaft etabliert werden. Wichtig ist auch, dass die noch immer in den Köpfen vieler Menschen verankerten rassistischen Vorurteile – gegenüber Schwarzen *und* gegenüber Weißen! – abgebaut und ein Dialog zwischen den Bevölkerungsgruppen gefördert wird. Da die derzeitige Regierung von Korruption durchzogen ist, obliegt es nun der Kirche, einen gesellschaftlichen Wandel zu bewirken und neue Hoffnung zu säen. Aus diesem Grund legen die Professoren so großen Wert darauf, ihre Studenten zu einem verantwortungsbewussten und reflektierten Handeln zu motivieren – *„to make the future a better place“.*



# Nathans Parabel: Liebe freut sich an der Wahrheit



**JÖRG SPLETT**
Professor emeritus für Philosophie

„Nathan der Weise“ ist eine großartige Rolle. Kein Wunder, dass Schauspieler, Regisseure und Deutschlehrer davon schwärmen. Gegen den verbohrten Tempelherrn tritt er für Toleranz und Menschlichkeit ein, ohne die ein menschenwürdiges Miteinander in einer pluralen Gesellschaft unmöglich wäre. Hier jedoch soll es nicht um Nathan gehen, sondern um seine Parabel (III. Akt, 7. Auftritt), die Lessing Giovanni Boccaccio[1] entlehnt hat:

Seit Generationen gibt in einer Familie der Vater einen Ring „von unschätzbarem Wert“ (mit der geheimen Kraft, „vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“) immer an seinen Lieblingssohn weiter – bis einem Vater seine drei Söhne gleich lieb sind. Er lässt zwei Replikate anfertigen und gibt jedem „ins besondre [= insgeheim] seinen Segen, – / Und seinen Ring, – und stirbt“. Nun treffen die Söhne aufeinander, und jeder muss erleben, dass die Brüder seinen auf des Vaters Wort gestützten Anspruch entschieden bestreiten.

In seiner großen Untersuchung *Veritas sive Varietas*[2] hat Friedrich Niewöhner, – Bibliothekar in Wolfenbüttel wie seinerzeit Lessing – es unternommen, als Vorbild des Nathan den *Rambam : Maimonides* zu erweisen. Die abenteuerliche Spurensuche ist hier nicht nachzuerzählen. Sein Fazit: Die Ringparabel lasse sich als Korrektur der Betrüger-These auffassen. Hier betrügen nicht die drei Stifter, sondern der Vater. „Der Vater ist der erste Betrüger – ob die Söhne Betrüger sind oder nicht, das ist eine andere Frage […]. Diesen Betrogenen gibt der weise Richter dann den Rat, wie sie es vermeiden können, darüber hinaus als betrogene Betrüger angesehen zu werden“ (53). Er spricht nämlich an, dass unter ihnen von der Kraft, beliebt zu machen, offenbar bei keinem Ring etwas zu merken sei: „Der echte Ring / Vermutlich ging verloren.“[3]

Das ist es, warum ich nicht verstehe, dass auch bei Religionslehrern Lessings Angebot auf derart breite Akzeptanz trifft. Jede(r) hat Anspruch auf Wahrung von Namen und Ehre, also auch jene drei „Betrüger“. Aber nicht ebenso, ja vor allem, Gott selbst?

Auf dem Rosenzweig-Kongress in Kassel 1986 hat Paul Mendes-Flohr sich auf einen Doppel-Vortrag Franz Rosenzweigs über Lessings Nathan bezogen.[4] Dieser Nathan sei ein „abstrakter Jude“ (*„a disembodied Jew, ‚abstracted‘ from the concrete reality“* – 215): „der nackte Mensch“.[5] Die Idee der Toleranz sei hier oberflächlich und fehlkonzipiert, der Mensch als „purer“ Mensch entworfen. So steht Rosenzweig nicht an, von Mendelsohn und Lessing als einer „Tragödie des Juden bis heute“ (451) zu sprechen. Er weist darauf hin, dass es am Ende des Stücks keine Kinder gibt: keine Zukunft.[6] *„With muffled sarcasm Rosenzweig also reflects how odd it is, that only Jews still take Lessing seriously“* (216). Wie gesagt, dem ist leider nicht so.

Früher hatte man militanten Christen zu sagen, dass in der Tat „der Irrtum kein Recht hat”; doch eben darum, weil er überhaupt kein Rechtssubjekt ist – dies sind nur Menschen; und dass ihnen die Gewissensfreiheit nicht etwa erst zu gewähren, sondern zu gewährleisten ist. Neuerdings wird es offenbar nötig, zunächst dieses Gewissensrecht gerade für Christen zu fordern: gegenüber einer libertären Intoleranz, bei welcher (fast) „alles geht“ – und durchgeht – außer einem Wahrheitsbekenntnis, sei es in religiösen, sei es in ethischen Fragen. Bedeutete Toleranz früher die Duldung einer abweichenden Überzeugung, so wird jetzt in ihrem Namen zunehmend erwartet, dass man die eigene Überzeugung nur als Privatmeinung vorträgt.

Dazu sei dem hier schreibenden Christen erlaubt, nach dem von ihm verehrten Lehrer des wieder entdeckten jüdischen Glaubens auch einen überzeugten Atheisten zu Wort kommen zu lassen – mit einem Text, der offenbar kaum bekannt ist: Günther Anders, anfangs mit Hannah Arendt verheiratet, vielen bekannt geworden durch seinen Briefwechsel mit einem der Hiroshima-Piloten, prophetischer Diagnostiker der Antiquiertheit des Menschen,[7] hat in seinen „Ketzereien“ notiert:[8] „Seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder Lessings ‚Ringparabel‘ gelesen. Sie ist einfach empörend.“ Und er skizziert unter diesem Ausruf folgende Szene:

„Drei mal drei macht neun“, sprach A. – „Das ist Deine Meinung!“ höhnte B. – „Sondern?“ – „Natürlich sechzehn!“

„Psst!“ machte da Nathan der Unweise. „Warum regt ihr euch so auf? Schließlich leben wir im Zeitalter des Pluralismus! Und der Toleranz! Gottseidank! Also hat jede Meinung gleiches Recht. Das gleiche Recht darauf, als Wahrheit aufzutreten. Solange nur jeder von euch das Recht des Anderen auf seine Meinung respektiert und an die seine wahrhaftig glaubt...“

„Was soll das heißen?“ schrie da A. „Ich habe keine Meinung!“ – „Sondern?“ fragte Nathan zurück. „Und du erhebst trotzdem Anspruch darauf, als Wahrheit geduldet zu werden?“

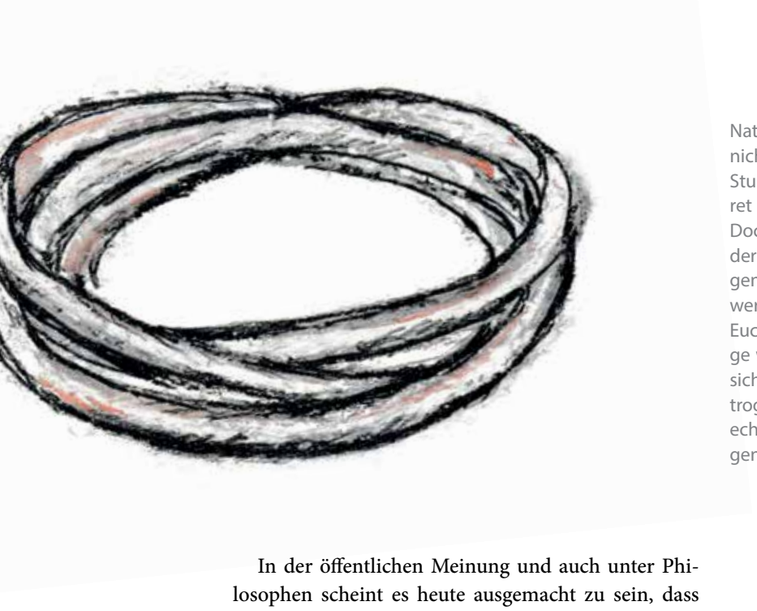
„Nein! regte A sich auf. „Ich erhebe durchaus nicht den Anspruch darauf, geduldet zu werden!“ – „Sondern?“ – „Sondern anerkannt zu werden!“

„Diesen Anspruch, mein Lieber, erheben die Sprecher aller Meinungen. Warum solltest du größeren Anspruch darauf erheben dürfen als die Anderen? Wäre das fair?“

„Was denn sonst?“ schrie A zurück. „Wenn jede Meinung das Recht darauf hat, als Wahrheit aufzutreten, dann erkennt ihr ja die Wahrheit nur noch als Meinung an, als eine unter anderen! Also ausgerechnet als das, was sie gerade nicht ist! Wenn das nicht der Inbegriff von Unfairneß ist! Von Unfairneß gegen die Wahrheit!“

„Das ist deine Meinung!“ höhnten da Nathan, B und C unisono, worauf A, der erkannte, daß er gegen solche Majorität niemals würde aufkommen, fortschlich und sich am erstbesten Baum aufhängte.“

Nathan der Weise. Illustrationen Elke Teuber-S



Nathan: Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater nicht bald zur Stelle schafft, so weis ich euch von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel zu lösen da bin? Oder harret ihr, bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? –
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen; vor Gott und Menschen angenehm. Das muß entscheiden! Denn die falschen Ringe werden doch das nicht können – Nun; wen lieben zwei von Euch am meisten? – Macht, sagt an! Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück? Und nicht nach außen? Jeder liebt sich selber nur am meisten? – Oh, so seid ihr alle drei betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren. Den Verlust zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater die drei für einen machen.

In der öffentlichen Meinung und auch unter Philosophen scheint es heute ausgemacht zu sein, dass Menschlichkeit sich nur durch Verzicht auf Wahrheitsansprüche bewahren lasse. Das geht so weit, dass in einem Lessing-Aufsatz gar jemand wie Hannah Arendt den *Kategorischen Imperativ*, das Prinzip unbedingt zu respektierender Würde des Menschen, als „etwas durchaus Unmenschliches und Unbarmherziges“ bezeichnet[9] – als wäre nicht das Nein dazu, selbst nur die Einschränkung seiner Geltung, der Sturz in die Barbarei, womit nicht irgendein modischer Dschungel-Exotismus gemeint ist, sondern die indiskutable „Banalität des Bösen“.

Christlich gehört Toleranz in einen dreifachen Einsatz, erstens den der Gemeinsamkeit (*koinonía*) – weshalb sie mehr ist als bloße Duldung, nämlich Erleiden der Differenz; zweitens den des Dienstes (*diakonía*) – darum beansprucht der Christ sie für sich; drittens den von Zeugnis und Verkündigung (*kérygma*). Dass er die anderen (einschließlich Nathan-Lessings) als „anonyme Christen“ hofft (besser: unbewusste Christen), entbindet ihn nicht von diesem Auftrag.

Es zeigt sich so, meint Gabriel Marcel, „dass das, was wir unter den Namen Toleranz stellen, in Wirklichkeit ein Mittelding ist zwischen psychologischen Dispositionen, die sich übrigens selbst wieder zwischen dem Wohlwollen, der Gleichgültigkeit und dem Abscheu, einem maskierten Machiavellismus, abstufen, – und einem geistigen Dynamismus völlig anderer Art, der in der Transzendenz seinen Haltepunkt und sein Bewegungsprinzip findet.“ Oder noch klarer: Es „ergibt sich, dass die Toleranz gleichsam vor unseren Augen zerfällt. Auf der einen Seite schmilzt sie, im Sinn des Skeptizismus verstanden, zur Gleichgültigkeit zusammen; auf der anderen wandelt sie sich in Liebe um...“

Die Liebe aber „freut sich an der Wahrheit“ (1 Kor 13,6).[10]

**Anmerkungen**

1 Dekameron, Erster Tag, Dritte Geschichte.

2 Veritas sive Varietas. Lessings Toleranzparabel und das Buch Von den drei Betrügern, Heidelberg 1988 (siehe meine Rezension in: ThPh 65 [1990] 429-431).

3 Inwiefern übrigens macht die Wahrheit beliebt? Bereits allgemein-menschlich wäre an Sprichwörter zu erinnern wie jenes, dass ein schnelles Pferd brauche, wer Wahrheit sagen wolle. Das Zentralzeichen der christlichen Botschaft bildet das Kreuz, an das die Menschen ihren Zeugen schlagen, und durch die Jahrhunderte hin haben die Verkünder dieser Botschaft sie mit dem Zeugnis ihres Bluts besiegeln müssen.

4 Mendelsohn and Rosenzweig, in: W. Schmied-Kowarzik (Hrsg.), Der Philosoph Franz Rosenzweig (1886-1929). Internationaler Kongreß – Kassel 1986, I-II, Freiburg/München 1988, (I) 213-223; F. Rosenzweig, Ges. Schriften, Haag 1979ff, III 449-453: Lessings Nathan (Notizen zu einem Doppel-Vortrag).

5 F. Rosenzweig III, 450. Natürlich sei der Mensch gefragt, doch „nicht der unbehauste [hier 1919 eine Bezeichnung, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch Hans E. Holthusen geläufig wurde]. Nicht der ‚reine‘, d.h. der nackte Mensch, der losgeschnittene, die Vasenblume.“

6 452. Zuvor (450f.): Symbolisch sei am Ende die Verleugnung der „urmenschlichen Verschiedenheit von Mann und Weib [...] zugunsten der kühlen, fischblütigen Geschwisterlichkeit. [Wobei im übrigen „gerade Brüder“ sich „vielleicht am stärksten“ hassen – 449.] Die Flauheit der Familienszene des Schlusses. Onkel bestenfalls.“

7 G. Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. I Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution; Bd. II Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten Industriellen Revolution, München (1956) 5(erw.) 1980; (1980) $^{2}$1981.

8 „Ketzereien“, München 1991, 255f.

9 Menschen in finsteren Zeiten (ed. U. Ludz), München-Zürich $^{3}$1989, 44.

10 Schöpferische Treue, München u.a. 1963, 197-207 (Phänomenologie und Dialektik der Toleranz), 207; Die religiöse Toleranz, in: Orientierung 23 (1959) 252f, 253.



# Maria, Sitz der Weisheit – oder Gelassenheit im Nicht-Wissen

**STEPHAN CH. KESSLER SJ**
Regens des Priesterseminars



Dass Wissen nicht gleich Weisheit ist, scheint klar. Für Menschen, die im Umfeld einer Bildungseinrichtung von Lehre und Forschung leben – wie in Sankt Georgen –, vielleicht noch plausibler. Denn selbst wenn alle Fakten gewusst werden, ist das Verständnis des Ganzen oft noch in weiter Ferne. Die Empfindung, dass Wissen allein die Fragen und Probleme nicht löst, überkommt Studierende, aber keineswegs nur sie, vorrangig vor den Prüfungen. Denn immer wenn wir Menschen eine lebensrelevante Entscheidung treffen, die neben der kognitiven Dimension des Wissens auch Affekte und Emotionen berührt, kommt in stillen Momenten die Empfindung auf, trotz allen Wissens unwissend bis dumm dazustehen. Gerade die Stunden, in denen mir mein eigenes Nichtwissen bewusst wird (vgl. das sokratische Diktum „ich weiß, dass ich nichts weiß“, das als antikes Sprichwort von Cicero [106-43 v. Chr.] überliefert ist) sind die Momente, in denen die Sehnsucht nach einem Verständnis des Ganzen aufkommt.

**Auch eine Sache des Fühlens und Schmeckens**

Fakten- und Einzelwissen bildet auf der Suche nach Weisheit eine nie zu verachtende beziehungsweise zu vernachlässigende Dimension, im Blick auf das Ideal der Weisheit jedoch nur einen Teilaspekt. Im geistig-geistlichen Lernen hat sich gleichsam wie eine Formel die Einsicht etabliert, dass Vielwissen allein vielleicht klug, aber nicht automatisch weise macht. „Erst das Fühlen und Schmecken der Dinge von innen her sättigt die Seele“ – *mas el sentir y gustar de las cosas internamente*, so Ignatius von Loyola (1491-1556) gleich zu Beginn des Exerzitienbuchs in der zweiten Vorbemerkung. Dieses für die Spiritualität der Moderne nachhaltige Übungsbuch weist mit den Begriffen von Fühlen und Schmecken in die Richtung, wo Weisheit – jenseits der kognitiven Welt – gesucht und gefunden werden kann. Weisheit ist also über das Wissen hinaus eine Sache des Fühlens und Schmeckens. In diese Richtung verweist auch die Wortherkunft des lateinischen Begriffs für Weisheit: Das Wort *sapientia* leitet sich von *sapere* her und ist mit ‚schmecken von Dingen, die gegessen oder getrunken werden‘ wiederzugeben. In diesem Kontext resümiert Bernhard von Clairvaux (1090-1153): „Weise ist nämlich, wem alle Dinge so schmecken, wie sie sind“ (*De diversis* 18,1). Das Wortverständnis von Weisheit in den romanischen Sprachen verweist wie auch das griechische *sophia* auf einen Sinn als höhere Einsicht in den Wert und Gang der Dinge. Weisheit versöhnt intuitive Einsicht und vernünftige Wahrnehmung mit dem Erfahrungswissen und erweist sich letztlich auch als eine Angelegenheit des guten Geschmacks.

**Gelehrte Unwissenheit**

Einem Menschen, der sich eingesteht beziehungsweise eingestehen muss, dass er nicht alles weiß, kann durchaus etwas von dem rätselhaften Phänomen Weisheit aufscheinen. Denn Weisheit ist das Verstehen der inneren und letzten Zusammenhänge des Lebens, worum es im Ganzen und im Eigentlichen geht. Wenn eine solche umfassende Sicht auf das Leben erfahrbar wird, dann spüren wir, dass Menschen und ihre Entscheidungen weise sind. In diesem Zusammenhang bildet sich die platonisch-augustinische Tradition der *docta ignorantia*, einer gelehrten Unwissenheit, die jeglicher Weisheit eigen scheint. Eine lebendige und literarisch beziehungsweise frömmigkeitsgeschichtlich wirksame Illustration dieses komplementären Weisheitsideals schafft Gregor der Große (540-604) in seiner Lebensbeschreibung Benedikts: Um allein Gott zu gefallen, bricht er seine Studien ab und zieht sich in die Einsamkeit zurück „unwissend, doch erfahren; ungelehrt, aber weise (*sapienter indoctus*)“ (*Dialogi* 2, Prolog). Ein so verstandenes unwissend-kluges Ideal der Weisheit als Zeichen einer existenziellen Verwiesenheit menschlicher Erkenntnis auf einen größeren Zusammenhang kommt in den empirischen Wissenschaften nicht vor. Auch in den akademischen Diskursen der Theologie bleibt es seltsam unbestimmt. Umso mehr findet man es in den sapientialen Traditionen der Religionen.

**Den Wissenden und Klugen verborgen**

In der biblischen Literatur hat sich die Vorstellung von der Weisheit über mehrere Stufen entfaltet bis zum personalen Verständnis als Hypostase: „Mit dir [Gott], ist die Weisheit, die deine Werke kennt … Sende sie vom heiligen Himmel und schicke sie vom Thron deiner Herrlichkeit, damit sie bei mir sei und alle Mühe mit mir teile“ (Weish 9,9f). Die göttliche Weisheit wird als Person angesprochen. Sie soll den suchenden Menschen besonnen leiten. Diese biblische Vorstellung der göttlichen Weisheit als rettende und schützende Lebensgefährtin findet ihren Ziel- und Gipfelpunkt im Christusereignis. Jesus ist die menschgewordene Weisheit Gottes. Er wurde für uns zur Weisheit gemacht (1Kor 1,30). Doch die Behauptung, dass in dem menschgewordenen Gottessohn „alle Schätze der Weisheit verborgen“ sind (Kol 2,3), wird durch die radikale Entäußerung Jesu konterkariert. Die Manifestation des Göttlichen im Scheitern des Kreuzes als Sinnbild von Ohnmacht, Schwäche und Tod steht im Gegensatz zu jeglichem innerweltlichen Verständnis von Weisheit. Die göttliche Weisheit erweist sich durch das Kreuz – damals und in der Geschichte über Auschwitz bis heute – als intellektuelle Torheit und religiöses Ärgernis. Diese Provokation wird gesteigert, wenn Paulus in paradoxer Widersprüchlichkeit behauptet, dass „das Törichte an Gott weiser als die Menschen“ sei (1Kor 1,25). In analoger Weise bekennt Jesus, dass die Weisheit Gottes Wissenden und Klugen verborgen bleibt, sich aber den Kleinen und Unmündigen in seiner Person erschließt (Mt 11,25).

Maria, die Mutter Jesu, wird in der christlichen Tradition zu einem Symbol für dieses paradoxale Verständnis von Weisheit. Bereits im literarisch kunstvoll gestalteten Kontext der lukanischen Kindheitsgeschichte wird Maria als umfassend weise Frau geschildert. Auf der einen Seite ist sie für den göttlichen Anspruch im Wort radikal offen, andererseits akzeptiert sie ihre Grenzen und thematisiert in selbstbewusster Bescheidenheit ihre kritischen Fragen. Maria steht zu ihrem Unwissen und zu ihren Fragen: „Was bedeutet dieser Gruß?“ und „Wie soll das geschehen?“ (Lk 1,29.34). Indem zum Abschluss der Kindheitsüberlieferung im Lukasevangelium berichtet wird, wie die Mutter Jesu „all diese Geschehnisse in ihrem Herzen bewahrt“ und diskursiv erwägt, wird sie im Blick auf den göttlichen Heilsplan gleichsam als weise Philosophin vorgestellt (Lk 2,51). Spätestens seit dem 8. Jahrhundert sind liturgische Zeugnisse greifbar, in denen die alttestamentlichen Weisheitstexte konsequent auf die Mutter Jesu bezogen wurden. Aufgrund der ihr zugeschriebenen Weisheit nimmt die Gottesgebärerin auf dem Thron des weisen Königs Salomo Platz. Dadurch wird sie selbst wiederum zum Thronsitz für ihren Sohn aus königlichem Geschlecht, der die göttliche Weisheit in Person ist. Die Gestalt der Mutter tritt zurück und bildet gleichsam den menschlichen Thronsitz für das göttliche Kind. In diesem Kontext wird Maria in der christlichen Ikonographie als Ursprung und Urbild der personifizierten Weisheit gedeutet. Sowohl die Mariendarstellung im Tempelchen des Parks (Eduard Syndikus S.J. 1915-2006) als auch die Bronzeplastik in der Seminarkirche (Hilde Schürk-Frisch 1915-2008) repräsentieren den Bildtyp Mariens als *sedes sapientiae*.

**Gelassene Weisheit**

Die Weisheit Mariens besteht in ihrer Unterscheidungsgabe: Sie steht zur Annahme ihrer geschöpflichen Möglichkeiten und Grenzen. Diese Annahme der Wirklichkeit verbindet sich mit der glaubenden Anerkenntnis der Wirkmächtigkeit des göttlichen Wortes als persönliche Zusage. Indem Maria den Worten ihrer göttlichen Berufung glaubt und aktiv annimmt, dass sie voll der Gnade und Gott mit ihr ist, kann sie auch das Wort ihrer Bereitschaft geben. Sie bekennt sich als Magd des Herrn, ohne dass ihre Fragen unter den Tisch fallen. In der glaubend-betenden, fragenden und meditativ bewahrenden Grundhaltung liegt die Weisheit Mariens. Sie bleibt gelassen im Nichtwissen. Dieser weisheitliche Aspekt wurde in der Reflexion der patristischen Theologie zum Vorbild-Typos für die innerliche Seele jedes Glaubenden. Durch das Hören und Befolgen des Wortes Gottes bringt der Mensch Christus je neu zur Welt. Diese augustinische Vorstellung der Gottesgeburt als dem ultimativen Akt der Weisheit formuliert Beda Venerabilis (672/73-735) gegen Ende der Väterzeit. Maria bricht als Urbild des gläubigen Menschen nach der Verkündigung schwanger mit dem Wort ihrer Berufung und Begnadung umgehend auf. Sie macht sich eilend auf den Weg zu Elisabeth und wird in ihrer Hilfeleistung „gleichsam das Modell jedes Menschen, der das Gotteswort im Geist aufnimmt und daraufhin sogleich mit tugendhaften Schritten zum höchsten Gipfel der Liebe aufbricht“ (*In Lucam* 1,39). Ein derartig pragmatisches Bildungsideal und ein solcherart weisheitliches Menschenbild fordern Bildungseinrichtungen auch in einer säkularisierten und globalen Welt weiter heraus. Die vollkommene Wissenschaft – im Sinne einer sapientialen Tradition – bedeutet mit den Worten Gregors des Großen, „alles zu wissen und trotzdem auf irgendeine Weise zu wissen, dass man nichts weiß“ (*Moralia in Iob* 27,37,62). Die komplementäre Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen auszuhalten und sich betend der göttlichen Verheißung anzuvertrauen, macht die Freiheit und Gebundenheit christlicher Bildung aus, der Lernen in jesuitischer Tradition verpflichtet ist. Maria ist darin ein außerordentliches und produktives Vorbild: *Sedes sapientiae – ora pro nobis!*

Patronin für Studium und Lehre:
Maria – Unwissend und doch weise.
Illustration Elke Teuber-S

Anzeige

## Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Auch im Mai noch manchmal schneebedeckt: das Schild des Newmaninstituts in Uppsala.
Fotos Dag Heinrichowski



# Der Mut der Jesuiten in Schweden

**DAG HEINRICHOWSKI**
8. Semester Magister Theologie,
Kandidat für den Jesuitenorden

Es ist schon mutig und vielleicht auch ein bisschen verrückt: 2001 gründeten die Jesuiten in Schweden eine katholische Hochschule für Theologie, Philosophie und Kultur. Seit 2010 ist der Bachelor-Abschluss in Theologie am Newman-Institut staatlich anerkannt, seit 2013 gilt dies auch für die Philosophie. Es ist die erste Einrichtung dieser Art in Skandinavien seit der Reformation. Erst seit 1951 gibt es Religionsfreiheit in Schweden, bis 2000 war die evangelische Kirche Staatskirche. Einer Kirche, deren Mitglied ein Schwede durch Geburt wurde und nicht durch die Taufe. Noch heute gehören ihr etwa 68 Prozent der Schweden an. Vielfach hat sie Aufgaben des Standesamtes übernommen.

**Diasporakirche**

Der Anteil der Katholiken im Land ist zwischen 2003 und 2011 – vor allem aufgrund von Einwanderung und Konversionen – um 20 Prozent gewachsen. Trotzdem sind die Katholiken eine kleine Minderheit. Das ganze Land, ungefähr ein Viertel größer als Deutschland, ist ein einziges Bistum. Die nördlichste Pfarrei des Landes ist flächenmäßig etwas größer als Portugal. Die erste katholische Pfarrei nach der Reformation im Norden wurde im Jahr 1837 – Religionsfreiheit für ausländische Katholiken bestand seit 1783 – in Stockholm gegründet und wird bis heute von den Jesuiten betreut. Sie steht unter dem Patronat der Heiligen Eugenia. Ein Name, den auch die beiden schwedischen Königinnen Desideria und Josephina trugen, die die katholische Kirche großzügig unterstützten. Bis heute ist es die größte Pfarrei Schwedens. Etwa zehn Prozent der Katholiken gehören ihr an.

Eine weitere jesuitische Pfarrei findet sich in Uppsala, 70 Kilometer nördlich von Stockholm. Gegenüber der Pfarrkirche im Zentrum dieser traditionsreichen Studentenstadt befinden sich auch das Newman-Institut und das Priesterseminar der Diözese Stockholm. Die Studenten kommen aus ganz Schweden und haben die unterschiedlichsten Hintergründe. Sie können den Kursen auch außerhalb Uppsalas folgen: Die Vorlesungen werden aufgenommen und im Internet veröffentlicht. Im Internetforum wird mit allen Kursteilnehmern diskutiert, Fragen werden beantwortet, während des Kurses treffen sich zudem alle Kursteilnehmer einen ganzen Tag lang in Uppsala mit dem Dozenten. Auch für viele Nicht-Katholiken ist das Newman-Institut interessant: An anderen schwedischen Hochschulen gibt es keine Theologie mehr, sondern nur Religionswissenschaften oder „Lebensanschauungs-Wissenschaften“. Seit Ende 2014 wird auch ein spezielles Studienprogramm angeboten, das Umweltfragen aus theologischer und philosophischer Perspektive reflektiert und unter anderem vom ehemaligen Umweltminister Schwedens betreut wird. Gemeinsam mit dem Fach Fundamentaltheologie findet man solche Angebote nur am Newman-Institut.

**Dialog im Geiste Newmans**

Das Newman-Institut ist nicht nur Hochschule für Philosophie und Theologie, sondern bietet auch Kurse in Kulturwissenschaften an. Die Philosophie und die Theologie möchten so mit der Kultur und dem säkularen Umfeld in einen Dialog treten und auf eine Weise über Gott sprechen, die die Menschen hier in Schweden erreicht. Es geht um einen philosophisch reflektierten Glauben, der auf Fragen antworten kann, der aber auch versucht, Antworten aufzugreifen, die die Kultur auf ihre eigenen Fragen gibt. Das Newman-Institut ist so Sauerteig für die Gesellschaft. Ein Beispiel dafür sind die vielen Abendvorträge, die vom Newman-Institut organisiert werden, oder auch die Konferenz zum Thema „Naturwissenschaft und Religion“, die mehrere Naturwissenschaftler und Theologen aus England nach Uppsala führte, um über ein Wochenende Vorlesungen zu halten und mit Theologen, Philosophen und Naturwissenschaftlern aus Schweden und Norwegen zu diskutieren. Auch die Jesuiten-Zeitschrift „Signum – Katholische Orientierung über Kirche, Kultur und Gesellschaft“, die seit 1975 existiert und inzwischen vom Newman-Institut

herausgegeben wird, will mit einem breiten Artikelspektrum Anregungen geben.

Aus dieser Haltung des Dialogs heraus erklärt sich auch der Name des Institutes. „John Henry Newman, der große Philosoph und Theologe des 19. Jahrhunderts, steht als Vorbild für die Arbeit der Hochschule. Newman war überzeugt, dass der Dialog immer ein Dialog ist mit den Erfahrungen von anderen Jahrhunderten und anderen Kulturen. Als Christ und Konvertit gehörte er zur katholischen Kirche. Er fand in den christlichen Traditionen und im Menschenbild eine Wahrheit, ohne die wir nicht leben können, auch nicht in unserer modernen Zeit – genauso wie wir als moderne Christen nicht ohne eine gründliche Bildung auskommen", sagt P. Philip Geister SJ, Rektor des Newman-Instituts. „Das Ziel des Newman-Instituts ist es, im Geiste John Henry Newmans weiterzuarbeiten. Wir wollen den Dialog zwischen der christlichen Tradition und der Erfahrung auf der einen Seite und der von verschiedenen Wissenschaften geprägten gegenwärtigen Deutung der Wirklichkeit auf der anderen Seite voranbringen."

Ein weiteres Projekt, das unter das Schlagwort „Sauerteig-Sein" fallen kann, ist die Kooperation mit einer der größten schwedischen Kinderhilfsorganisationen. Diese gemeinnützige Organisation, die den Namen Erikshjälpen – Eriks-hilfe – trägt, unterstützt und initiiert Projekte für Kinder in Schweden und in der ganzen Welt. Die Projekte werden nicht nur durch klassische Spenden finanziert. Erikshjälpen betreibt zudem mehr als 55 Second-Hand-Shops im Land, in denen fast nur Ehrenamtliche arbeiten. Jeder Shop hat einen lokalen Kooperationspartner, der Freiwillige akquiriert und 50 Prozent des Erlöses für eigene Projekte verwenden kann. In Uppsala ist das Newman-Institut der Kooperationspartner eines Shops, der im Sommer 2013 eröffnet wurde. Vielen Kunden und auch Mitarbeitern dort ist die katholische Kirche nur ein vager Begriff, die katholische Hochschule völlig unbekannt – es ergeben sich viele interessante Gespräche.

Das Newman-Institut ist eine kleine, familiäre, aber auch wachsende Hochschule. Durch neue Projekte und ein größer werdendes Kursangebot nimmt seine Bekanntheit in Schweden zu, auch auf die internationale Bühne wagt sich die Hochschule bereits. Sie unterhält Partnerschaften mit Hochschulen in Polen, England, Irland, den Niederlanden, Norwegen und – mit Sankt Georgen. Über dieses Netzwerk kann seit einiger Zeit ein Master-Studium angeboten werden. Im Sommer 2015 beginnt dann eine neue Kooperation: Die ersten 15 Studenten der Loyola-University in Chicago werden für einen Abschnitt ihres Studiums ans Newman-Institut kommen und Kurse, vor allem im neuen Umwelt-Programm, belegen.

Das Newman-Institut ist ein mutiges, ein bisschen verrücktes Projekt. Vor allem aber macht es Hoffnung. Der Kirche in der schwedischen Diaspora gibt es die Möglichkeit, sich in die kulturelle und wissenschaftliche Debatte einzubringen und im Geiste des seligen John Henry Newman die christliche Wahrheit zu verkündigen.

## Netzwerk „Transkulturelle Verflechtungen“

Das DFG-Netzwerk „Transkulturelle Verflechtungen im mittelalterlichen Euromediterraneum 500-1500“ hat vom 13. bis zum 15. März sein Arbeitstreffen in Sankt Georgen abgehalten. Zehn Nachwuchswissenschaftler aus den Disziplinen Geschichte, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Islamwissenschaft und Theologie erforschen interreligiöse und interkulturelle Verflechtungsphänomene (Hybridphänomene, Akkulturationsprozesse) im Handels- und Migrationsraum des Mittelmeers zwischen dem Nahen Osten und Westeuropa für die Zeit zwischen 500 und 1500 n. Chr.. Die Mitglieder des Netzwerks kommen halbjährlich aus ihren Hochschulen und Forschungseinrichtungen in ganz Europa für ein Wochenende zusammen, um in einem kollaborativen Schreibprozess eine kleine Monographie zu verfassen. Die DFG hat das Netzwerk um ein Jahr verlängert. Dieses Treffen war insgesamt das siebte, und bereits das fünfte Treffen in Sankt Georgen, das die Teilnehmer als Lieblingsort des gemeinsamen Arbeitens auserkoren haben. Das Projekt „Gebildetes Papsttum“ am Hugo von Sankt Viktor-Institut ist Teilnehmer dieses Netzwerks.

## Pater Oswald von Nell-Breuning

Am 8. März 2015 vor 125 Jahren wurde Pater Oswald von Nell-Breuning in Trier geboren. Nell-Breuning war einer der führenden kritischeren Kommentatoren und Impulsgeber für die Wirtschafts- und Sozialpolitik der frühen Bundesrepublik, ein Brückenbauer zwischen DGB, Sozialdemokratie und katholischer Kirche und als langjähriger Nestor der katholischen Soziallehre zugleich eine kritische Stimme in den innerkirchlichen Debatten über das kirchliche Arbeitsrecht und den Paragraphen 218. Gemeinsam mit der Katholischen Akademie Rabanus Maurus ehrte das Nell-Breuning-Institut Oswald von Nell-Breuning SJ mit der Zukunftswerkstatt „Solidarität neu denken!“

## DAAD- und Promotionspreis

Am 19. November 2014 hat der Vorsitzende des Freundeskreis, Peter Lückemeier, den Promotionspreis an Herrn Dr. Alexander Toepel überreicht. Die *Laudatio* hielt Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ. In diesem Rahmen wurde auch der DAAD Preis für *hervorragende Leistungen ausländischer Studierender* an Herrn Åke Wahlberg verliehen.

## P. Watzka neuer Oberer

Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ hat am 1. März P. Wendelin Köster SJ als Oberer der Jesuitenkommunität und Rektor des Kollegs Sankt Georgen abgelöst. P. Watzka ist Professor für Philosophie, von 2010 bis 2014 war er Rektor der Hochschule. Der jetzige Rektor der Hochschule, P. Wucherpfennig, hat P. Wendelin Köster SJ auf der Thomasakademie für seinen Dienst als Kollegsrektor von 2009 bis 2015 gedankt.

## Karl Josef Kardinal Becker SJ †

Am 10. Februar 2015 verstarb Karl Josef Kardinal Becker SJ, der zwischen 1965 und 1969 Dogmatik in Sankt Georgen lehrte.

## Wanderausstellung in der Bibliothek

In der Bibliothek der Hochschule war bis zum 31. Januar 2015 die Ausstellung „200 Jahre Wiedererrichtung des Jesuitenordens 1814-2014“ zu sehen. In vier Vitrinen wurden Exponate zur Geschichte des Ordens aus den Beständen des Archivs der Deutschen Provinz der Jesuiten (ADPSJ) in München gezeigt. Die Ausstellung orientierte sich an der umfassenden Darstellung der „Geschichte der deutschen Jesuiten“ seit ihrer Wiederbegründung 1814 von dem emeritierten Sankt Georgener Kirchenhistoriker Prof. Dr. Klaus Schatz SJ, ein fünfbändiges Werk, das von der KNA als „Schatz der Ordenshistorie“ bezeichnet wurde. Am 14. Januar 2015 führte P. Schatz selber durch die Ausstellung.

## Melanie Peetz wird Privatdozentin

Frau Dr. Melanie Peetz hat mit der Antrittsvorlesung zum Thema „Einen Vorteil des Menschen vor dem Vieh gibt es nicht (Koh 3,19). Der Tod im Buch Kohelet“ ihre Habilitation an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz abgeschlossen. Im Anschluss daran wurde sie zur Privatdozentin ernannt. Die Hochschule Sankt Georgen gratuliert Frau PD Dr. Melanie Peetz zum Abschluss ihres Habilitationsverfahrens und erwartet, dass sie bald vom Großkanzler der Hochschule zur Professorin ernannt wird.



## Blasphemie und Toleranz

Am 3. Februar reagierte die Hochschule mit einer öffentlichen Diskussion zu „Blasphemie und Toleranz“ auf die Attentate in Paris und die verschiedenen „…–gida-Demonstrationen“ der Herbst- und Wintermonate. Nach vier Statements von Esther Assenmacher, Niels Bohnen, Stephan Herzberg und Friedhelm Mennekes SJ entwickelte sich eine engagierte sachliche Diskussion von Lehrenden und Studierenden über Fragen, die den Schutz des weltanschaulich neutralen Staates, die Freiheit von Kunst und Karikatur und die Blasphemiegesetzgebung in der deutschen Rechtssprechung berührten.

## Visionen von Papst Franziskus

Bei der Thomasakademie am 28. Februar 2015 hat Prof. Dr. Walter Kardinal Kasper über Papst Franziskus und seine Visionen für die Kirche und ihre Einheit gesprochen. Sein bewegendes Bild der ekklesiologischen und ökumenischen Leitlinien des Pontifikats gab bereits einen Ausblick auf das Reformationsjubiläum im Jahr 2017, an dem die Hochschule sich als ein Forum für die ökumenische Diskussion im Rhein-Main-Gebiet anbieten möchte. Das Schreiben *Evangelii Gaudium* von Papst Franziskus lädt ein zu fragen, was katholische Christmenschen heute von der Wiederentdeckung des Evangeliums in der Reformation lernen können.

## Ringvorlesung: „Christliches Abendland?“

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werfen Globalisierung und Säkularisierung, aber auch Migrationsbewegungen aus allen Teilen der Welt die Frage nach der christlichen Prägung Europas auf. Kann man mit Blick auf Europa tatsächlich von einem „christlichen Abendland“ sprechen? Ist die europäische Identität nicht vielmehr aus einer Vielzahl sozialer, ökonomischer, kultureller, religiöser und auch ethnischer Faktoren und Einflüsse hervorgegangen? Spiegelt sich diese Pluralität nicht auch in den unterschiedlichen Verfassungen der europäischen Staaten wider?
Die Sankt Georgener Ringvorlesung im Wintersemester 2015/16 wird an sechs Abenden prägende geschichtliche Entwicklungen in Europa und ihre langfristigen Folgen vorstellen und diskutieren. Den Auftakt hierzu bildet am Mittwochabend, 21. Oktober 2015, eine Klärung des Begriffs „Christliches Abendland“. Im Lauf des Wintersemesters folgen Beiträge zu den Wurzeln Europas im Mittelalter, zur Bedeutung von Recht, Kirchenrecht und Aufklärung für das europäische Selbstverständnis sowie zu den Beziehungen zwischen Judentum, Christentum und Islam in Europa. Termine der Ringvorlesung: 21. Oktober, 4. November, 18. November und 9. Dezember 2015; 20. Januar und 3. Februar 2016, jeweils von 18:15 bis 19:45 Uhr, in der Aula der Hochschule.

## KOMMENDE VERANSTALTUNGEN

**14.06.2015:** Sommerfest in Sankt Georgen
**12.07.2015:** Sommerserenade
Ringvorlesung: **21.10. / 04.11. / 18.11. / 09.12. 2015 / 20.1. / 03.02.2016**
**18.11.2015:** Dies academicus

## Jubilare

**22.11.2015:** Philipp Schmitz (80 J)

# Wo im Knast ist Gott?

## Ein Interview mit der Gefängnisseelsorgerin Pia Arnold-Rammé

A

Alumni berichten

**GEORG: Was sagen Ihr Mann und Ihre drei Kinder eigentlich dazu, dass Sie jetzt im Gefängnis sind?**
Pia Arnold-Rammé: Meine Kinder haben gleich gesagt: Wir finden gut, dass Du in den Knast gehst, jetzt kann man endlich sagen, was Du machst. Vorher, das konnte man ja nie einem erklären.

**Vorher – da waren sie Bezirksreferentin in der Fachstelle für katholische Stadtkirchenarbeit in Frankfurt. Ihre Kollegen lobten Sie als talentierte Referentin. Warum dann der Wechsel in die Gefängnisseelsorge vor gut zwei Jahren?**
Ich habe noch einmal eine neue Herausforderung gesucht. Ich war 16 Jahre Bezirksreferentin, eine lange Zeit. Ich hatte mir mal vorgenommen, alle zehn Jahre die Stelle zu wechseln. Es wurde Zeit. Aber ja, für viele war die Stelle der Bezirksreferentin die Karrierestelle. Mich haben Kollegen gefragt, ob ich strafversetzt worden sei. Die Wertigkeit ist in den Köpfen voll drin. Vom Evangelium her, finde ich, habe ich aber einen totalen Aufstieg gemacht.

**Wie sieht für Sie denn dieser Aufstieg vom Evangelium aus?**
Evangelisierung geschieht durch das konkrete Beispiel. Da ist jemand, der zuhört, der kümmert sich. Das Zeugnis ist das, was zählt. Ganz konkret verkündige ich ja aber auch. Heute lese ich das Evangelium ganz anders. In den Augen der Gefangenen. Ich habe noch keinen Text gefunden, der nicht passt.

**Wo ist Gott im Gefängnis?**
(Langes Schweigen.) In der Zuwendung zu denen, die Schuld auf sich geladen haben, und nicht wissen, wie sie weiter leben sollen. Da wird Gott spürbar.

**Ein Gefängnisseelsorger meinte einmal: „Um zum Glauben zu kommen, braucht es Freiheit". Was denken Sie?**
Ja, das stimmt wohl. Das Gefängnis ist eine Extremsituation. In Extremsituationen sind die Frauen auf sich geworfen. Da kommen öfter existentielle Fragen auf.

**Auch die Frage nach der Schuld?**
Ja, absolut, außer bei den *Junkies* vielleicht: Da sind alle anderen Schuld, nur sie nicht. Aber die meisten, die Mord begangen haben, die leiden. Sie wissen genau, dass sie massiv schuldig geworden sind, und fragen sich, wie können sie den Rest ihres Lebens mit der Schuld leben. Unsere Aufgabe ist es, da zu schauen, wie sich die Frauen selbst annehmen können.

**Gibt es denn einen Weg, mit dieser Schuld zu leben?**
Ein Mensch ist nicht nur die Tat. Auch eine Mörderin hat positive Seiten. Ich versuche, den Blick auf das Gute und die schönen Erlebnisse zu lenken. Viele haben ein Leben gehabt, was geprägt ist von absoluter Gewalterfahrung.

**Immer wieder hört man davon in den Medien: Gewalt ist in deutschen Gefängnissen an der Tagesordnung. Begegnen Sie der auch im Frauengefängnis?**
Bei uns ist eher der Zickenterror das Problem. Manchmal denke ich, da sitzt meine Tochter im Grundschulalter vor mir. Die Frauen schauen eher aufeinander herab. Die *Junkies* sagen: Mit so einer Kindsmörderin will ich gar nichts zu tun haben. – Man findet immer jemanden, der etwas noch Schlimmeres getan hat und besser behandelt wird.

**Sie arbeiten mit zwei evangelischen Kolleginnen zusammen. Fehlt Ihnen nicht ein muslimischer Kollege?**
Von den 300 Frauen sind nur vier Musliminnen. Die kommen schon mal in den Gottesdienst. Eine hat auch um muslimische Seelsorge gebeten, aber das ist hochbrisant. Da passiert nichts. Die *Paranoia* ist groß. Wegen des Extremismus. Dabei ist das im Frauenknast wirklich gar kein Thema. Bei uns sitzen die Frauen nicht, weil sie einer terroristischen Vereinigung angehört haben. Das sind alles Beziehungstäterinnen.

Foto Christian Trenk

Sie gehörte zum ersten Schwung Frauen, der nach Sankt Georgen kam: Pia Arnold-Rammé hat von 1977 bis 1982 hier studiert. Gemeinsam mit 20 jungen Frauen schlich sie damals über die Gänge der Jesuiten – weil es noch kein eigenes Hochschulgebäude gab – und wurde von Priesteramtskandidaten und Patres bestaunt. Nach ihrem Studium wurde sie Pastoralreferentin im Bistum Limburg. Von der Gemeindearbeit bis zur Bezirksreferentin – sie hat alles gemacht. Heute arbeitet sie in einer Justizvollzugsanstalt. Sie betreut zusammen mit zwei evangelischen Kolleginnen die Insassinnen im Frauengefängnis Frankfurt Preungesheim.

**Braucht es überhaupt muslimische Seelsorge?**
Das Land Hessen zahlt die katholische, also müssten sie auch die muslimische bezahlen, finde ich. Aber ich weiß auch, dass das schwierig ist. Vor allem haben sie einen anderen Begriff von Seelsorge. Das, was wir als klassische Seelsorge verstehen, kennen sie so nicht. Es gibt natürlich auch Muslime, die sagen, mit Gefangenen wollen wir nichts zu tun haben. Aber unser muslimischer Kollege in der benachbarten U-Haft ist davon überzeugt, dass Reden wichtig ist.

**Das seelsorgliche Gespräch ist einer der Schwerpunkte Ihrer Arbeit. Hand aufs Herz: Wie viel ist am Klischee dran, dass es bei der Gefängnisseelsorgerin auch Zigaretten, Briefmarken, Telefonminuten gibt?**
Stellen Sie sich vor, Sie haben drei Kinder, Sie haben eine Stunde Telefonzeit im Monat und Sie müssen, wenn Sie im Ausland leben, zwei Euro für die Minute bezahlen. Dass die Frauen da alles versuchen, kann ich nachvollziehen. Die Frage ist nur, ob ich das bediene. Dann könnte ich mich die ganze Zeit damit beschäftigen, einfach nur die Leute telefonieren zu lassen. Mache ich aber nicht, das wissen die Frauen mittlerweile.

**Sind Sie trotzdem noch gerne gesehen?**
Von den Gefangenen ja absolut! Da bekommt man mehr Zuwendung, als ich vorher von Leuten je bekommen habe. Nach meinem Urlaub sind mir einige weinend um den Hals gefallen, endlich bist du wieder da. Ich glaube, das Wichtigste ist, dass man als Institution da ist. Das sagen auch die Frauen: Es ist immer gut zu wissen, da gibt es jemanden, an die kann man sich im Notfall wenden und wenn diejenige dann nicht da ist, fühlt man sich ausgeliefert.

**Und bei den Bediensteten?**
Es ist nicht so, dass sie sagen: „Ach toll, da kommt jetzt die Seelsorgerin". Eher wird man kritisch beäugt. Das, was wir machen, hat etwas mit Emotionen zu tun und geschieht noch dazu in einem geschützten Raum, in dem niemand genau kontrollieren kann, was geschieht und besprochen wird, wenn wir alleine mit den Gefangenen sind. Das ist nicht so wie in der Gemeindearbeit, wo Mangel ist und wo man sich über jemanden freut, der was macht.

**Erzählen Sie mir von Ihrer schönsten Situation im Gefängnis?**
Es gibt ganz viele - das muss man mal sagen. Wenn ich Gottesdienst habe, dann singt ein kleiner Chor. Die zehn Frauen bleiben danach zum Frühstück. Das ist wie zuhause, sitzen und quatschen, das sagen auch die Frauen.

**Glauben Sie nach zwei Jahren Gefängnis noch an Gerechtigkeit?**

Hier auf Erden … nein. Das ist alles andere als gerecht.

**Warum nicht?**

Das ist das, was man im Gefängnis als erstes verliert: den Glauben an eine gerechte Justiz. Da sitzt eine Frau unschuldig in U-Haft. Sogar das Gericht weiß, dass sie unschuldig ist, aber sie kommen nicht voran mit der Verhandlung. Und es kommt noch besser: Sie verurteilen sie jetzt zu zwei Jahren Bewährung, damit sie ihr keine Entschädigung für die Haftzeit zahlen müssen.

**Gibt es etwas, was Sie aus Sankt Georgen mitgenommen haben?**

Ich wäre nicht mehr Mitglied der katholischen Kirche, wenn ich nicht in Sankt Georgen studiert hätte. Wenn Pater Knauer mir nicht beigebracht hätte, wie man das glauben kann, was man glauben soll, oder nicht auch Medard Kehl gewesen wäre. Ich habe in Sankt Georgen gelernt, zu denken und auch mit Widersprüchen zu leben.

Die Fragen für die Redaktion stellte Isabella Henkenjohann.



Anzeige

**Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!**

**Spendenkonto**
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

# Der Begeisterte

## Neu in Sankt Georgen: Thomas Meckel lehrt Kirchenrecht

**CORNELIA VON WRANGEL**
4. Semester Bachelorstudium Philosophie, Journalistin



Thomas Meckel hat einen Spleen. So nennt er es selbst. Er fährt für sein Leben gerne Bahn. Das machen andere auch, wenn es ans Arbeiten geht, sitzen die jedoch meist an einem Schreibtisch. Ob daheim, in einem Büro oder einem Institut. Nicht so Thomas Meckel. Er arbeitet und schreibt am liebsten im Zug. Die Stille des Studierstübleins? Braucht er nicht. Der größte Teil seiner wissenschaftlichen Arbeiten ist in der Bahn entstanden. In der zweiten Klasse versteht sich. In der ersten watschen Leute ihre Sekretärinnen am Handy ab, hat er beobachtet, und nehmen sich wichtig. Das mag er nicht.

Thomas Meckel ist einer der wenigen Bahnkunden, die froh sind, wenn ihr Zug Verspätung hat. Dann kann er noch ein wenig weitermachen. Oder er bleibt einfach sitzen, manchmal geht er auch von Gleis zu Gleis, schaut wohin die Züge fahren und steigt in den nach Berlin ein. Kopfbahnhöfe eignen sich dafür besonders, Frankfurt etwa. Meckel hat eine Bahncard 100 und kennt alle Lokale in der Nähe eines Bahnhofs. Vor allem im Sommer ist er der Bahn dankbar, wegen der Klimaanlage. In einem schwülen Raum arbeiten kann er gar nicht. Aber mit all dem ist jetzt Schluss.

Seit Anfang April ist Thomas Meckel fest in Sankt Georgen. Der Kirchenrechtler hat im vergangenen Wintersemester hier bereits eine Einführung in kirchliches Eherecht gegeben, ist also kein ganz Unbekannter mehr und Nachfolger von Professor Ulrich Rhode SJ, der nach Rom berufen wurde. Meckel hielt seine Probevorlesung über die drei Dienste Christi, die „*Tria-Munera*-Lehre in Konzil und *Codex*“. Im Moment ist er zwar noch nicht Inhaber des Lehrstuhls, sondern sein eigener Vertreter. Im Laufe des Sommers, wird er dann berufen, wird sich das ändern.

So wie sich sein Pendlerleben gewandelt hat. Dessen Terminkalender diktierte ihm etwa das zurückliegende Semester so: Montags in Würzburg, dort war er zuletzt Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Kirchenrecht. Dienstags Lehrauftrag in Bamberg, mittwochs wieder in Würzburg und donnerstags in Frankfurt. Freitags, samstags und sonntags in Mainz und im Rheingau. Privat. Aber dazu später. „Eine kuriose Woche“, sagt Meckel. Obwohl er sie genossen hat – wegen des Bahnfahrens, ist doch klar.

In so einem Moment muss Meckel über sich selber lachen. Das kann er gut, ist ohnehin ein lockerer, fröhlicher und energiegeladener Typ vom Jahrgang 1981, geboren und aufgewachsen in Assmannshausen am Rhein, Deutschlands offenbar bekanntester Rotweingemeinde. Beim Thema Anwesenheitspflicht in Seminaren und Kolloquien versteht er allerdings keinen Spaß, die nimmt er sehr ernst.

Sein Abitur hat Meckel nicht im Rotweindorf Assmannshausen gemacht, sondern im nahen Geisenheim. Es war das beste des Jahrganges. Mit Auszeichnung – die zwei Worte ziehen sich durch seinen Lebenslauf. Der Schüler Meckel ein Streber und schlecht im Sport? Nein, nein, beteuert er, er habe nicht nur im Keller gesessen und gelernt, sondern ganz normal viele Freunde gehabt. Kumpels eben. Dass er nicht ein „Nerd mit Fliege“ werde, darauf hätten schon seine Eltern geachtet. Die Mutter eine Kinderarzthelferin, der Vater einst – Achtung! – im Management der Deutschen Bahn, beide waren in der Pfarrgemeinde aktiv. Über Fußball darf man ihn trotzdem nichts fragen. Sport war nie seine große Leidenschaft. Mittlerweile hat er jedoch „seine“ Sportart entdeckt. Die Musik jetzt mal nicht mit gerechnet, sie ist eine Art zweite Sportart, bedeutet ihm sehr viel. Er geht schwimmen.

„Jetzt kannst Du alles studieren“ lautete der Kommentar auf sein Abitur. Mit der katholischen Theologie hatten sie allerdings nicht gerechnet. Obwohl er sich schon in der Oberstufe vorstellen konnte, im kirchlichen Dienst zu arbeiten, er war Messdiener und in der Jugendarbeit, spielte Orgel. Und Querflöte. Als er zur Theologie, die er in Mainz und Rom studierte und mit dem Diplom abschloss, Germanistik, katholische Religionslehre und Bildungswissenschaften fürs Lehramt an Gymnasien gesellte, hörte er hie und da: „Ach, jetzt wirst Du nur Lehrer.“ Das fand er schlimm. „Was heißt hier nur?“ Nach der Erkenntnis:

Gute Lehrer braucht das Land, vor allem seine Kinder, nichts Wichtigeres also als der Lehrerberuf.

Dieser Einstellung ist er treu geblieben. Er schätzt das Zusammenspiel von Lehre und Forschung, ist aber keiner, der darüber ächzt, dass er neben dem Forschen auch noch sein Wissen weitergeben muss. Im Gegenteil, die Lehrtätigkeit liegt ihm besonders am Herzen. Das Kirchenrecht muss man so spannend machen, dass das Vorurteil vom knochentrockenen Stoff erst gar keine Chance hat. Davon ist er überzeugt. Deswegen will er Begeisterung für sein Fach wecken und seine Relevanz deutlich machen: „Kirchenrecht steht nicht im Widerspruch zur Pastoral, es ist dafür da, vor Willkür zu schützen." Wobei Meckels Begeisterungsfähigkeit ansteckend ist. Er ist schließlich auch einmal „angesteckt" worden.

Das war in Mainz, wo er an der Gutenberg-Universität nach Diplom und Staatsexamen von 2007 bis 2009 wissenschaftlicher Mitarbeiter war am Seminar für Kirchenrecht, Kirchliche Rechtsgeschichte und Staatskirchenrecht der Katholisch-Theologischen Fakultät. Als Student war Meckel noch vor allem an Fundamentaltheologie und Dogmatik interessiert. Den Lehrstuhl leitete Ilona Riedel-Spangenberger, sie war die erste Frau in Deutschland, die in Kirchenrecht habilitierte. Meckel nennt sie immer noch respektvoll die „Chefin".

Als eine „Professorenherrlichkeit" beschreibt er sie, aber ihm sind Professoren mit Ecken und Kanten ohnehin lieber als ohne – auch als Person. Dass das Kirchenrecht sich aus der Theologie speist und wo es im Gesamt von Praxis und Theorie steht, hat ihm Ilona Riedel-Spangenberger beigebracht. Die „Chefin" starb jedoch im Sommer 2007, mitten im Semester, sie wurde grade mal 58 Jahre alt. Meckel übernahm als Jungwissenschaftler Lehraufgaben, sprang ins kalte Wasser mit der Folge, dass die zwei Jahre in Mainz ihm wie gefühlte vier bis fünf Jahre vorkamen. „Sie können das, machen Sie mal", hat die „Chefin" zu ihm gesagt. Diese Aufmunterung im Sinn versucht heute ihr „Ziehsohn", begabte Studenten zu fördern, setzt er sich für sie beispielsweise beim Cusanuswerk ein. „Ich hätte mich ja selbst auch nicht als Stipendiat vorgeschlagen."

In Würzburg dann wurde Professor Heribert Hallermann sein Doktorvater, „adoptierte" ihn ein Schüler der „Chefin". Das Thema der Dissertation hatte er noch mit ihr ausgehandelt: „Religionsunterricht im Recht. Perspektiven des katholischen Kirchenrechts und des deutschen Staatskirchenrechts". Zwei Mal wurde die Doktorarbeit ausgezeichnet. Den Preis der Universität Würzburg bekam Meckel vor knapp drei Jahren, zu der Zeit machte er im belgischen Leuven seinen *Master of Arts in Society, Law and Religion* und schloss ein kirchenrechtliches Lizentiatsstudium ab.

Den Kardinal-Wetter-Preis erhielt er nach seiner Rückkehr aus Belgien vor etwa einem halben Jahr. Als einen hochqualifizierten Lehrer, leistungsbereiten Forscher und theologisch neugierigen Menschen beschrieb ihn bei der Verleihung sein Doktorvater. Noch mehr Ehr und Freud: Am selben Tag wurde er habilitiert. A propros konfessioneller Religionsunterricht: Ohne einen religiösen Standpunkt kann sich Meckel einen solchen nicht vorstellen. Schon des Dialoges mit anderen Religionen wegen. „Wir können uns doch nicht selbst säkularisieren", sagt er und: „Ein rein religionskundlicher Unterricht ist absurd." Juden und Muslime würden nie auf diese Idee kommen. Meckel wünscht sich einen Religionsunterricht, der tatsächlich konfessionell erteilt wird vor zweifelnden Schülern, die zwar getauft sind, aber keinen Bezug mehr zum Glauben haben.

Nach Mainz, dem Studienausflug nach Rom („Das werde ich nie vergessen."), Leuven und Würzburg nun Sankt Georgen. Er freut sich auf seine neue Aufgabe. Hier ist eben doch alles anders als in Würzburg mit seinen etwa 28 000 Studenten, obwohl er dort natürlich auch gerne war. Er habe ein gutes Gefühl, allein wenn er durchs Tor von Sankt Georgen geht, sagt er. Zudem hat er ein besonderes Verhältnis zu Frankfurt, was wiederum mit dem Orgelspieler Meckel zu tun hat. Als der Anfang zwanzig war, fuhr er aus dem Rheingau immer zum Orgelunterricht nach Frankfurt zu Johannes von Erdmann in die Marktkirche Mutter vom guten Rat in Niederrad. Erdmann ist eine Koryphäe unter den Orgellehrern, ein Meister des Instruments. Den ganzen Tag blieb der Orgelschüler in Frankfurt, bekam von der Stadt ein anderes Bild als jenes der Bankenmetropole.

Samstags und sonntags in Mainz und im Rheingau. Wie gesagt, privat. Samstags will Thomas Meckel frei haben für seine Frau. Sie ist ebenfalls Kirchenrechtlerin, kommt aus Mainz und arbeitet dort. Deswegen wohnen sie in Mainz, liebäugeln aber mit Frankfurt. Sonntags hat er zwei feste Termine an der Orgel im Rheingau. Um halbzehn in der Wallfahrtskirche St. Hildegard in Eibingen und zwei Stunden später beim Gottesdienst mit Bischof Franz Kamphaus in der Kirche des Sankt Vincenzstiftes in Aulhausen. Sie treffen sich immer schon eine halbe Stunde vorher zum Tee, um die Lieder abzusprechen. Denn zwischen Lied und Predigt soll eine Symphonie sein. Oft haben sie dieselben Ideen. Meckel, der im kirchlichen Gericht in Würzburg Ehebandverteidiger und Diözesanrichter ist, braucht diese pastorale Verankerung, sonst wäre für ihn die Theologie leer. So wie eben Pastoral und Kirchenrecht sich für ihn nicht widersprechen, und die Jesuiten das Prinzip von Wissenschaft und Praxis verstehen.

Thomas Meckel hat nicht nur zu Frankfurt ein langes Verhältnis, sondern auch zu Sankt Georgen. Immerhin hat er seine erste Seminararbeit überhaupt in der Bibliothek von Sankt Georgen geschrieben. Er weiß auch noch, an welchem Tisch er saß. Damals besuchte er einen Freund, der hier studierte. Der eine Freund in der Vorlesung, der andere in der Bibliothek. Und jetzt? Jetzt hat dieser Bibliotheks-Freund ein Zimmer in Sankt Georgen – mit Blick auf Bahngleise.

Kein Nerd mit Fliege, sondern Bahnfreak und Kirchenrechtler mit beiden Beinen auf der Erde: Thomas Meckel.
Foto Christian Trenk

Oberrheinischer Meister: Paradiesgärtlein – Städelmuseum Frankfurt



# Am Garten hängt, zum Garten drängt doch alles



**IGNA KRAMP CJ**
Promovendin im Neuen Testament,
Dozentin am Theologisch-Pastoralen Institut, Mainz

Das sommerliche Wetter weckt unsere Sehnsucht nach dem Grünen. Ob zur Liegewiese im Freibad, in den Stadtwald oder in den eigenen Garten: zum Garten drängt doch alles! Dem erholungssuchenden Großstädter kommt zugute, dass Frankfurt über mehr als 70 Parks verfügt und von einem Grüngürtel umgeben ist, in dem der Dichter Robert Gernhard 2006 sogar die seltene Spezies des Grüngürteltieres (*Dasipus frankonia*) gesichtet haben will: ein Tier, das von Baum zu Baum springt, nur im Frankfurter Grüngürtel lebt und das Schöne liebt. Ob das nun Dichtung oder Wahrheit ist, mag sich der Leser fragen. Es lohnt sich aber, darüber nachzudenken, was hinter unserer Sehnsucht nach dem Garten steckt. Während die Gartensehnsucht des in der heißen Asphaltwüste verglühenden Großstädters intuitiv einleuchtet, erklärt dies nicht die Literatur-Fülle zu Paradies und Garten, und auch nicht, warum Generation *Facebook* wieder in den jahrzehntelang als kleinbürgerlich-spießig verschrienen Kleingarten drängt und zärtlich von Hand aufgezogenes Gemüse schätzt. Was hängt am Garten?

Am Garten hängt doch alles! Nachdem Gott den Menschen geschaffen hatte, pflanzte er einen Garten und setzte ihn hinein (Gen 2,8). Die Frau, die Gott aus der Rippe des schlafenden Mannes schuf (Gen 2,22), kam sogar im Garten zur Welt. Ein Garten ist also die Wiege des Menschen. In diesem Garten schritt Gott im Abendwind einher (Gen 3,8). Es muss schön gewesen sein, so schön, dass wir Menschen es nie vergessen haben, auch und besonders dann nicht, als Stammmutter und –vater nach der verbotenen Frucht griffen und den Garten verlassen mussten. Nichts weckt die Sehnsucht mehr, als was verloren ist. So handeln nicht wenige Texte der hebräischen Bibel von der Frage, wie denn der Garten, der innig ersehnte, zurückgewonnen werden kann. Das Hohe Lied singt von der Frau als verschlossenem Garten, in den der Geliebte hineingeht (Hld 4,12-5,1): ein Bild des wiederentdeckten Paradieses in der erotischen Liebe, aber auch in der Liebe zwischen Gott und Mensch. Wer liebt, kehrt heim. Das gilt auch für den Garten. Und weil die Liebe mehr in den Werken als in den Worten liegt, kann auch das Halten der Tora ein Weg ins Paradies sein: so wird in der Septuaginta (Sus 1,7) die gesetzestreue Susanna als eine Frau beschrieben, die im Garten einherschreitet wie Gott der Herr im Paradies. Wer treu ist, kehrt heim. Das verkündet auch der Seher Johannes: „Wer siegt, dem werde ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradies Gottes steht“ (Offb 2,7). Dass aber letztlich Gottes Treue, nicht unsere, die Heimkehr ermöglicht, erzählt der Evangelist Lukas, da Jesus dem „guten Schächer“ im quasi letzten Atemzug das Paradies verspricht (Lk 23,43). Hier wird deutlich: Die von der Urgeschichte der Menschheit her erinnerte Gemeinschaft mit Gott hängt nicht am Garten, sondern an Gott.

Wohin drängt nun, wer der Sehnsucht nach dem Garten folgt? Die neue Gartenlust der Generation *Facebook* entspringt einer Suche nach Ursprünglichkeit, die in einer immer weiter technisierten Kultur den nötigen Ausgleich schafft. Der Garten wird im Sinne Foucaults zu einer Heterotopie, einer Gegenwelt, von der aus man sich Distanz zur und Wandlung der alltäglichen Welt erhofft. Dabei scheint der Wunsch nach Ursprünglichkeit der biblischen Sehnsucht nach den Ursprüngen im Garten zu entsprechen. Aber ist das wirklich so? Ist das Drängen in den Garten nicht eher eine säkularisierte Sehnsucht nach dem Paradies, die die Rechnung ohne den Wirt macht? Ist *back to the roots* wirklich eine christliche Maxime? Wer das letzte Buch der Bibel liest, muss diese Frage verneinen: Die neue Welt, in der Gottes Geschichte mit den Menschen ihr Finale erreicht, ist nämlich kein Garten, sondern eine Stadt (Offb 22,10-27). Gott macht seine Rechnung am Ende nicht ohne den Menschen und seine Kulturleistung. Und nicht dem finalen Ort gilt des Menschen Sehnsucht, sondern der Einwohnung Gottes und des Lammes darin (Offb 21,22). Da sind alle Tränen getrocknet (Offb 21,4), und nur ein einzelner Baum erinnert noch daran, dass einmal alles in einem Garten begann (Offb 22,2).

# Theologie trifft Technik

**WOLFGANG BECK**
Lehrbeauftragter und Pfarrer in Hannover

Kurios und schmerzlich kann die Erfahrung von Predigerinnen und Predigern sein, nach einem Gottesdienst nur selten auf die Inhalte der Predigt angesprochen zu werden. Eine schiefe Brille oder eine irritierende Mimik ziehen hingegen schnell die Aufmerksamkeit einer ganzen Gemeinde auf sich. Nach pessimistischen Schätzungen erfahren die Inhalte einer Rede nur ca. 20 Prozent der Aufmerksamkeit, alle optischen Eindrücke überwiegen hingegen mit bis zu 80 Prozent. Das Phänomen der optisch dominierten Wahrnehmung verstärkt sich in einer Gesellschaft, die weitgehend durch moderne Kommunikationsmedien und deren visuelle Techniken bestimmt wird. Dass dies nicht nur zu einer Kränkung von Theologen und Theologinnen im Predigtdienst führen muss, wird darin deutlich, dass gerade die internetbasierten Medien für die kirchliche Verkündigungsarbeit zunehmende Bedeutung erlangen.

Vor diesem Hintergrund hat sich in den vergangenen Jahren an den meisten theologischen Ausbildungsstätten der Einsatz von Kameratechnik durchgesetzt. Sie ermöglicht Studierenden hinsichtlich ihres späteren Verkündigungsdienstes eine kritische Selbstwahrnehmung.

Für die Homiletik als Fach der Predigtausbildung ist dieser Schritt entscheidend, weil nicht mehr nur die Beschäftigung mit einem Predigttext und seiner Vorbereitung, sondern mit der tatsächlich gehaltenen Predigt als Sprechakt möglich wird. Und immer deutlicher wird, dass die Identifizierung einer Predigt mit dem Predigttext unzureichend ist. Kurzum: Eine Predigt wird gehalten, nicht nur geschrieben.

Im Kanon der theologischen Fächer stellt die Predigtausbildung einen Ernstfall ihrer praktischen Ausrichtung im Sinne kritisch-solidarischer Zeitgenossenschaft dar. Sie wurde über weite Strecken im Raum der katholischen Kirche unterschätzt und ist doch für ausgebildete Theologen und Theologinnen das wichtigste, manchmal sogar das einzige Feld der Anwendung erworbener theologischer Fachkompetenz. Sie ist zudem Ausdruck einer um Relevanz ringenden Glaubensweitergabe und religiösen Kommunikation. Und nicht zuletzt ist die Predigt in den verschiedenen Gottesdienstformen allen kirchlichen Krisenphänomenen zum Trotz einer der wichtigsten Orte theologischer und pastoraler Kommunikation.

Wolfang Beck wird von Oktober 2015 an Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik in Sankt Georgen.
Foto Julia Fest

Für den Lehrstuhl der Pastoraltheologie und Homiletik in Sankt Georgen ist deshalb die Anschaffung der entsprechenden technischen Ausstattung für die Predigtausbildung geplant. Sie wird etwa 3000 Euro kosten. Wenn Sie das Bemühen um die Predigtausbildung im Theologiestudium mit ihrer Spende unterstützen, freuen wir uns sehr und danken Ihnen schon jetzt.



Anzeige

VERTRAUEN MUSS WACHSEN.

Wartbaum an der Hohen Straße in Nidderau-Windecken.

UNSER NÄHRBODEN: VERLÄSSLICHKEIT UND LEBENSLANGE PARTNERSCHAFTEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7 - 11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de